Res.
Biogr.
1890
a

Biogr. 1890a

Fouqué
(Goethe)

Biogr. 1254 [illegible]

Göthe

und

Einer seiner Bewundrer

von

L. M. Fouqué.

Berlin 1840.
Verlag von Alexander Duncker.

Biogr. 1890a

Fouqué

(Goethe)

Göthe

und

Einer seiner Bewundrer.

Ein Stück Lebensgeschichte

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Göthe und Einer seiner Bewundrer.

Jedem im Laufe der Zeit Altwerdenden, der sich im Herzen noch jung fühlt und frisch, mag nicht leicht Erquikkenderes begegnen, als ein auch von Außen bedeutsam angeregter Rückblick auf die Zeiten jugendlichen Strebens, worin wir zu demjenigen Wesen heranwuchsen, was wir seither geworden sind. Ein Mehr oder Minder solchen Erfolges trägt nicht eben so gar Wesentliches aus für das wahrhaft Wohlthätige einer Anregung dieser Art. Wenn es nur mit dem Gewordensein irgend überhaupt feste und bestimmte Richtigkeit hat, brauchen wir über das Strich-, Zoll- oder meinethalb Fuß-Maaß nicht zu rechten. Wir sind durch Gottes Gnade erwachsen. Wir sind vorhanden, ja, so weit es sich thun ließ, wir sind nun mehrst vollständig da. Wußten wir ja doch auch in jenen ahnungsreich-jugendlichen Tagen von Maaßen und Messungen der angedeuteten Gattung nicht eben viel; am Wenigsten dann, wo wir etwa des erhabenen Glückes genossen, mit kindlicher Bewunderung vor einem Geiste zu stehen, dem wir seit unsrem bewußteren Erschließen voll anspruchlosen Ergötzens nachgestaunt hatten auf seiner Bahn, und der nun zum Erstenmal un-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

mittelbar sich uns mittheilte, sichtbar und hörbar auch der äußerlichen Erscheinung nach.

Wen ein allzufrüh geübtes kritisches Ringen, sich im Tadeln und Herunterziehn gefallend, um solche erhebende, ja, — wir dürfen es ohne die leiseste rhetorische Uebertreibung hinzufügen, — entzückende Momente gebracht hat, mag sich mit Recht beklagen, eines Genusses verlustig worden zu sein, für welchen ihn durchaus kein etwa nachher erstiegener Gipfel, von wo er auf Andre hinabschauen dürfte, und wären ihrer noch so viele, zu entschädigen vermag. Aus reinem Sinne bewundern ist unermeßlich erquicklicher, als Bewundertwerden. Schon weil jenes ein Aktivum ist, dieses nur ein Passivum, und die menschliche Natur weit mehr zur Thätigkeit geschaffen und gestimmt ist, als zum Aufnehmen oder Empfangen.

Hier liegt eine der unendlich vielen Beleuchtungen für den göttlichen Ausspruch:

„Geben ist seeliger, als Nehmen."

Ja man dürfte sogar auch sprechen: „Lieben ist seeliger, als Geliebtwerden", fiele nicht Beides, wo es echten Gehaltes ist, — wir reden hier dem höchsten und ewigem Sinne nach — allstets in Einen seeligsten Brennpunkt zusammen.

Für jedes andre menschliche Verhältniß aber gilt es ein: „Hinaufsehen" oder: „Hinabsehen", und das Hinaufsehen in seiner edlen Reinheit ist dem Menschen das Würdigere, also auch Wohlthätigere, wie es schon die Richtung des menschlichen Antlitzes, im anerkannt schönen Gegensatz gegen die gesammte Thierwelt, andeutet.

Freilich: je mehr der Mensch wahrhaft emporstiege, vorzüglich in geistiger Hinsicht, je weniger Mitmenschen würde

er über sich erblicken, aber je tiefer dann auch würde er seinen unausfüllbaren Abstand von Gott empfinden, und in stets demüthigerem Aufblick dorthinauf gesichert sein vor jeglicher denkbaren Hochmuthsbethörung.

Diese Grundansichten mußten zuvörderst hervortreten, um absichtlichen oder unabsichtlichen Mißdeutungen über das hier von der Freude des Bewunderns Gesagte den Weg zu vertreten. Der Schreiber dieser Zeilen wendet sich nun völlig zu seiner Eigenthümlichkeit, Bezugs auf seinen so gern und freudig bewunderten Göthe.

Ein etwa fünfundzwanzigjähriger Reiter-Offizier, innerlich lebend und glühend für die Poesie, kam ich eines schönen Winters nach Weimar, fest entschlossen, aus Göthe's Munde, als aus absolut erster Instanz für mich, das Urtheil über Sein oder Nichtsein meines Dichterlebens zu vernehmen. Man muß eben nicht viel älter sein, als fünfundzwanzig Jahr, und zugleich von Göthe's persönlichem Sein und Walten eben so blutwenig wissen, als dazumal ich, um in voller Naivetät das Abmachen einer Angelegenheit dieser Art frischweg für denkbar, ja sogar für ganz unerläßlich zu erachten, und das obenein binnen einer Frist von etwa vierzehn Tagen. Auf Weiteres war mein Urlaub aus der Garnison Aschersleben nicht gestellt. Aber für die Möglichkeit unentschiedner Treffen hat bekanntlich die Jugend überhaupt nur wenig Sinn, obgleich sie späterhin erfahren muß, wie dergleichen im Weltlauf, gilt es nun Frieden oder Krieg, beinahe zu den vor-

herrschenden Ereignissen gehört. Hier jedoch ließ es bald sich nach irgend etwas Entscheidendem dennoch weit mehr an, als ein erfahrner Geist im Voraus hätte erwarten mögen.

Durch die Verhältnisse der Hofgesellschaft war ich bekannt geworden mit einer ausgezeichneten Hofdame, der damals eben erst als Dichterin aufgeblüheten und durch ihre: „Schwestern von Lesbos" berühmten Fräulein Amalie von Imhof (gestorben als Gattin des General-Lieutenant von Helvig im Jahre 1833). Mir war ohnehin schon die Weimarsche Atmosphäre zu einer Parnassischen geworden, worin sich mir all und jede Erscheinung bedeutsam verklärte; — Meilenweit, mag ich wohl sagen, bevor ich den Dichtersitz Weimar erreichte. Wie mußte mich nun das tägliche Gespräch mit der Lesbischen Dichterin erheben, zugleich musenbegabt durch Palette und Saitenspiel, und wie hätt' ich es ihr bergen sollen, daß auch ich der poetisch lichten Stellung nachringe, welche sie schon in so zart blühender Jugend erreicht hatte! Sie vergönnte mir auch, ihr einige meiner Lieder und Sprüche mitzutheilen, wie mir dergleichen in meinem stets rüstigen Gedächtniß lebte und webte, und wie ich auch eines davon in meiner begeisterten Weimar-Stimmung geschaffen hatte. Manuscripte zur Fahrt mit einzupacken, wie mir dergleichen schon dazumal bereitlagen, war mir anmaßend vorgekommen, lächerlich, philiströs. Ich meinte fast, ein apollischer Heros, wie Göthe, müsse es mir an der Physiognomie ansehen können, — meinethalben sage man hier mit der etwas plebejen Redeweise auch: an der Nase, — ob ich ein Dichter sei. Oder allerhöchstens reiche doch dazu Ein Gespräch, durchwoben mit einigen Liedes-

Mittheilungen, vollkommen hin. Und wer weiß, ob ich darin so ganz und gar Unrecht hatte! Nicht hier jedoch giebt es Zeit und Raum zur Beobachtung und Abschätzung solcher Wagschaalen.

Soviel aber ist gewiß, daß die jugendliche, bereits durch Göthe und Schiller zu sehr klarem Selbstbewußtsein angeregte und ausgebildete Dichterin der Schwestern von Lesbos es der Mühe werth hielt, mich dem Dichterfürsten bemerklich zu machen, ja, während eines glänzenden Maskenfestes mich ihm selbst vorzustellen.

Während eines Maskenfestes!

Und ich hatte noch niemal sein erhabnes, von Allen mir gepriesnes Antlitz erschauet, ja noch nicht einmal vor jenem Abend eine solche Abbildung von ihm gesehn, die mir etwa durch Tradizion oder eigne Ahnung hätte genügen mögen. Und nun lag die schwarze Larve über dem ersehnten Angesicht. Aber die herrlichen Augen leuchteten herdurch, und blickten mich freundlich an. Und auch freundliche Worte tönten hervor: — wie es mir hier gefalle, — wie das Fest mir zusage, — oder so dergleichen. Ich weiß es nicht mehr genauer anzugeben; kaum damals hätt' ich es gewußt. Auch war es in der That nur Konvenzionelles, aber es klang huldreich, und überhaupt: Göthe hatte zu mir gesprochen. Ich stand wie in der Erfüllung eines seeligen Traumes.

Und es sollte noch besser kommen.

In einem Nebenzimmer bald nachher hatte sich Göthe mit seinem fürstlichen Freunde, dem Herzog Karl August von Weimar, bei einer Flasche edlen Weines niedergelassen, beide nun entlarvt, und in der phantastischen Domino-

tracht dennoch so eigenthümlich enthoben der gewöhnlichen Welt.

Der Herzog, mein verehrter General, galt mir mit vollem Recht für das Ideal eines edelkühnen Reiteroffiziers, jetzt auch gewissermaaßen durch die Huld, mit welcher ich an seinem Hofhalt empfangen war, als mein großmüthiger Wirth. Ihm gegenüber saß Göthe, auf dessen Lippen, meinte ich, die Entscheidung meines Dichterschicksals schwebte, in aller Schönheit seines apollinischen Angesichtes. Und solche zwei Männer, sich heiter vertraulich mitsammen besprechend! Und ich durfte zusehen, den Geist ahnend, welcher aus den mild bewegten Zügen vom Einen zum Andern hinüberstrahlte. Standen und bewegten sich ja doch auch noch sonst unterschiedliche Gäste umher, durch ihre Gegenwart mir das gleiche Recht sichernd, aber wohl Keinen gab es in diesem Augenblick so tief innerlich bewegt, als eben mich.

Sah mir mein Dichterheros Aehnliches an? Es gab hier keine verlarvten Gesichter in den Seitengemächern des Festes mehr, und wie leicht und scharf mochte Göthe durch das Auge in die Seele, auch des Fremdesten, einschauen! So viel ist gewiß: er stand vom Tischlein, wo er dem Herzog gegenüber saß, auf, trat grade auf mich zu, und sagte mir einige freundliche Worte, auf künftig nähere Bekanntschaft hindeutend. Dann ging er wiederum zu seinem fürstlichen Freunde zurück.

Mit Wem hätte ich getauscht in diesem Augenblicke? Mit dem Herzoge gewiß nicht. Denn bei allen seinen großen Eigenschaften, von mir im reichsten Maaße gern anerkannt, war ja Der doch kein Dichter, und als ein Sol-

cher hoffte ich nun bald durch Göthe förmlich installirt zu werden. Und dann: Wer in aller Welt noch über mir? —

Jedenfalls meinte ich so viel gewonnen zu haben: Göthe's Antlitz und Gesammterscheinung stehe auf immer unverkennbar in meinem Innern fest. —

Aber auch Das kam anders, wie sich der Mensch denn freilich überhaupt wundersam wenig auf sein innerlich Aufgespeichertes verlassen kann, so lange er nicht seine Vorrathsschlüssel ganz unbedingt in die Hand des Allerhöchsten niederlegt. Und dazumal war ich von einer solchen Hingebung noch leider unermeßlich fern.

Etwa zwei Tage nach jenem Feste trat zur Herzoglichen Mittagstafel, wohin ich täglich geladen war, in das Versammlungs-Zimmer auch ein recht stattlicher Herr mit herein, im damals noch üblichen, aber doch schon etwas unmodisch gewordnen gestickten Hofkleid, Galantriedegen an der Seite, dazu gehörigen Hut unter dem Arm. Just mit der Muse von Lesbos im Gespräch, erwiederte ich nur eben den etwas feierlichen Gruß des Ankommenden gleich allen Andern mit schuldiger Höflichkeit, und beachtete ihn weiter nicht, als er gelassen zu meiner Dame herantrat, sie ohne Weitres anredend, als sei ich eben gar nicht mit ihr im Sprechen begriffen, oder überhaupt gar nicht in der Welt vorhanden. Etwas verletzt schritt ich zur Seite, just nur vermeinend, irgend ein alternder Dikasteriant sei mir in das Gespräch hereingerathen, und man müsse sich Dergleichen, mit Vorbehalt künftigen harmlosen Spaßes darüber, gefallen lassen. Aber ein Blick auf die Lesbische

Muse, — und sie lächelte hold, ja sichtlich geehrt, den uns Unterbrechenden an. Ein zweiter Blick auf den vermeinten Dikasterianten, — und es war Göthe. —

Ich schämte mich unaussprechlich, daß ich vor dem etwas veraltetem Hofanstrich meinen apollinischen Sänger-König so gänzlich zu mißkennen im Stande gewesen war. Ich wußte kaum, ob ich es werth sei, noch fürder je von ihm beachtet zu werden.

Bei der Hoftafel nachher saß er mir fast grade gegenüber, und fragte unter Anderm Fräulein Amalie von Imhof: „Haben Sie schon Etwas von unsrem Genossen, dem indischen Dichter Jajadeva gelesen?“ —

Von unsrem Genossen! Welch' ein Wort von Göthe an irgend einen Dichtergeist! — O, wenn ein Aehnliches je an mich selbst ergehen könnte! — Die Tiefen meiner Seele erschauerten vor Wehmuth und Sehnsucht bei diesem Gedanken. —

Ein paar Tage darauf ward ich zu Göthe beschieden. Er wolle von meiner Poesie und meinem ganzen Thun und Schaffen gütig Näheres durch mich selbst vernehmen, hieß es.

Gott weiß es, mit wie klopfendem Herzen ich den Gang antrat! Wie demüthig und wie stolz, wie bang' und wie hoffend! —

Gott weiß es, und wußte es ja auch in jenem Moment.

Da fügte sich's, daß ich Göthe nicht zu Hause traf, den ein unverseh'nes Zusammentreffen von Geschäften und Besuchen abgerufen hatte. Eine von ihm auf späterhin mir bestimmte Stunde mußte wiederum durch mich wegen eines Hoffestes, wobei ich nicht fehlen durfte, abgelehnt werden.

Ja, es fügte sich gut. Oder vielmehr: Gott hat es gut so gefügt: Er, Der ja auch in die einzelsten Stunden des einzelsten Menschen hereinsieht mit erbarmender Waltung und weiser Huld.

Betrachten wir's hier einmal in heiterer Anschauung näher.

Wär' ich nun mit meinem Dichterheros in ein Gespräch gekommen, poetisch vertraulicher Art, so gab es doch im Wesentlichen nur zweierlei Ausgang:

Entweder Göthe wies den Neuling in der ihm oft beiwohnenden Strenge theilnahmlos zurück, etwa die Herbigkeit durch ein seither fast sprüchwortlich bekanntes: „Hum! Hum!" unter gutmüthigem Lächeln dämpfend.

Oder er nahm genauere Notiz von dem Streben des jungen Mannes, irgend ein anerkennendes Wort über dessen Begabung aussprechend.

Das Erstre hätte den Aspiranten, wie er damals war, schmerzlich niedergeschlagen für lange Zeit, und ihn vielleicht einstweilen veranlaßt, seine Kräfte ganz andren Bahnen zuzuwenden, und zwar ausschließlich. Und ich darf doch nun wohl ohne Anmaaßung sagen, es wäre darüber manches Gute nicht zur Sprache gekommen, was jetzo lebt und webt. Noch ungerechnet den fast tödtlichen Riß im Gemüthe des Zurückgewiesnen, selbigem auch für sonstig geistige Unternehmungen Kraft und Freude hemmend, ja auch vielleicht für manch ehrliche Ritterfahrt nach Außenhin.

Wie aber zweiten Falles eine ausdrückliche, ob noch so bedingte Göthische Anerkennung den jungen Dichter überreizt haben würde, und zum verderblichen Hochmuth gestachelt, liegt schon in mancher vorhin gegebnen Andeutung.

Er darf sich's also wohl — mindestens hier — erlassen, das wunderliche Zerrbild, wie sich's hätte gestalten können, schmerzlich weiter auszuführen.

Selbst den allergünstigsten, ob keineswegeswahrscheinlichen Erfolg vorausgesetzt, der Meister hätte seinen enthusiastischen Jünger gewürdigt, ihn förmlich in die Lehre zu nehmen, wäre doch auch daraus nichts individuell Ersprießliches hervorgegangen. Zwar hätte sich der Lehrling zuversichtlich dazumal voll der unbedingtesten Hingebung unterworfen, beharrend zugleich im feurigsten Eifer der Treue. Aber meine obige Ansicht festhaltend, muß ich jetzt, in meinem sechzigsten Lebensjahre hinzufügen: Eben darum. Die nähere Begründung wird sich weiterhin, meine ich, von selbst aussprechen.

Kurz vor seiner Abreise aus Weimar fand der junge Reiteroffizier noch Zutritt in Göthe's Haus für einen bedeutungsvollen Abend, der eigentlich einem geschlossen geselligen Kreise angehörte, sich aber durch besonders günstiges Zusammentreffen der Umstände für Dasmal auch ihm eröffnete. Außer manch erhaben Gegebnem und heiter durch ihn Empfangenem, ward ihm selbst noch Gelegenheit für manch offen Auszusprechendes, wo er spüren durfte, gutes Wort habe gute Statt gefunden. Ueberdem nahm er doch nun den architektonisch so unaussprechlich wohlthuenden Eindruck des Göthe'schen Hauses mit sich, allerdings, wie man wohl sagen darf, auch Das ein Theil von Göthe's Persönlichkeit. Mit der selbsteingerichteten Wohnung ja mußte ein Mensch, wie dieser so eigenthümlich Durchgebildete nothwendig Eins sein, wie die Purpurschnecke mit ihrer Muschel, oder wie der Minotauros — einmal vorausge-

setzt, er sei etwas Schönes und Gastliches gewesen, — mit seinem Labyrinth.

Der junge ritterliche Pilgrim nahm denn im Ganzen also grade genugsam des Wohlthätigen aus dem ersehnten Weimar mit sich, so viel er damals zu ertragen vermochte. Es ging, wie bei'm Schöpfen eines Bergquells aus hohler Hand nach angestrengter Sommerwandrung. Vieles rinnt wieder durch die Finger von hinnen, aber das wär' auch bei'm Genuß vom Uebel gewesen. Das heilsam Erquickliche ließ die sorgsam mütterliche Natur uns zukommen, und keinen Tropfen drüber.

Auch gehörte zu dem Erfrischenden mit, daß ich vernahm, Göthe habe mich noch einige Zeit nachher, einer Dame gegenüber, mit welcher er zufällig in Lauchstädt zusammentraf, einen recht wackern jungen Mann genannt.

Ich dagegen bewahrte eine mir von Göthe in Weimar zugesandte Visitenkarte Jahrelang wie ein Heiligthum auf. —

Dann trat eine viel andre Zeit dazwischen, mich auf einer durchaus verwandelten Bildungs- und überhaupt Lebensstufe berührend und erfassend.

Schon früher zwar hatte sich mein poetisches Streben der durch die beiden Schlegel und Ludwig Tieck begründeten, sogenannt neuen Schule zugewendet, und eben durch die damals unbedingt für Göthe im Athenäum u. s. w. ausgesprochne Bewundrung hatte sich mein Enthusiasmus für den Dichterheros auf diese fast ausschließliche Höhe gesteigert.

Seitdem aber war ich, den Kriegsdienst mit einem ländlichen Musenleben vertauschend, zu Jenen in nähere Beziehung getreten, und hatte mich namentlich fest an den

Aelteren der zwei genialen Brüder angeschlossen, ihn zu meinem Meister erwählend, und von ihm als sein Schüler anerkannt. Es galt mir in dem ernsten Sinne, welchen das nachfolgende Sonett ausspricht, Zueignung zweier in Calderonschen Maaßen gedichteten romantischen Schauspiele, zur Zeit, wo er bei Frau von Staël in der Schweiz und in Italien wie heimathlich lebte.

An August Wilhem Schlegel.

Wer lenkte wohl, unkundig der Behandlung,
Sein Schiff durch nie erprobter Brandung Schmettern?
Wer träte, fern von schützenden Erretteru,
Durch Zauberwälder an die schwier'ge Wandlung?
Doch führerlos befährt — viel dreist're Handlung! —
Der Poesie Weltmeer auf morschen Brettern
Manch neuer Geist, will ihre Höh'n erklettern,
Nicht achtend Circe's Stab und die Verwandlung.
Der alten Sitte treu, andächtig bebend,
Stand ich am Port, stand an des Waldes Hallen.
Da führtest Du mich ein in's Land der Geister.
Wenn, ferne See'n und Alpen überschwebend,
Die Klänge meiner Zither Dich umschallen,
So nimm sie freundlich auf, geliebter Meister.

Eine besonders anregende Beziehung lag eben noch darin, daß der Meister dem Schüler das Studium der Spanischen Sprache und ihrer Dichter dringend empfohlen hatte, ja auch ihm die Nachbildung jener kunstreichen Maaße aufgetragen, wenn er gleich deutlich einsah, und es mehrmal aussprach, das Leben in des jugendlichen Ringers Seele deute in Magnetengewalt nach Norden. Aber es galt hier ein kunstreich einübendes Turnieren, welches A. W. Schlegel bei seinem Schüler für unerläßlich erkannte, und wie ich es seither mannigfach in mir erfahren habe: nach vollgültigem, geistreich und liebreich geübtem Meister-Recht.

Unbesorgt, wie ich es in solchen Dingen stets, und, mag sein, allzusehr war, vielleicht noch bin, überließ ich es ohne Weiteres einem günstigen Luftzuge, dem geliebten Meister Zueignung und Schauspiele nach der fernen Fremde hin zuzutragen, ohne daß ich auch nur etwa dem Verleger den mindesten Auftrag deshalb gegeben hätte. Mochte es gehn, wie es gehe. Und es ging sehr gut. Das zeigte mir nicht allzulange nachher ein liebevoller Brief des Meisters, reich an Umfang und Inhalt, aus Coppet am Genfer-See geschrieben. Ja er hatte sogar an eine poetische Epistel zur Antwort für mich gedacht, also beginnend:

„Fern an Parthenope's Strand, an der gelblichen Tiber Gestade,
Wandelt' ich, trautester Freund, als Du den Gruß mir gesandt.
Nun erst, seit ich die Alpen dahinten im Süden zurückließ," u. s. w.

Viel weiter jedoch war es damit nicht gekommen, oder muthmaaßlich wohl gar nicht weiter. Dagegen enthielt der Brief in ungebundner Rede vollständige Lossprechung vom Lehrlingsstande, und einen köstlichen Schatz von Andeutungen für die weiterhin zu durchwandelnde Gesellenbahn.

Das Fördernde dieses freien Zunftverhältnisses für mich — unter gleicher Benennung erläutert Justus Möser die Staffeln des Ritterthumes — ward schon früher angedeutet. Und wohl möcht' ich es allen meinen jüngeren Kunstgenossen empfehlen und anwünschen. Daß die Eigenthümlichkeit nicht darunter leide, thut, meine ich, auch hier die Erfahrung kund, wenn man meine seitherig selbstständigen Arbeiten mit denen meines Meisters A. W. Schlegel zusammenhält.

Hier aber fand die Darstellung unseres Verhältnisses nothwendig Raum, weil es darthun mußte, wie, bei einer

dazumal fortgesetzten Divergenz der neuen Schule von der Bahn des Altmeister Göthe, auch meine tiefe Ehrfurcht vor Diesem einige Erschütterung leiden mußte. Einige Erschütterung, sage ich, indem sich's nicht mehr um jene ganz unbedingt bewundernde Ergebung in all und jede Aussprüche des Altmeisters handelte, oder vielmehr, wie es ehedem bei mir heißen mochte: des Altkönigs, beliehen mit absolutistischem Recht über Leben und Tod. Meine Freude an Göthe's Dichtungen aber ließ ich mir durch keine da oder dort auftauchenden Kritiken auch nur im Mindesten verkümmern. Ich las, und lauschte, und liebte, so nach, wie vor. Nur gehörte mir Göthes Beifall, oder doch das Hoffen auf diesen dereinstigen Erfolg, hinfort nicht mehr zu den unerlaßlichen Elementen einer gesunden poetischen Lebensluft.

Nach Schillers Heimgang fühlte sich mein jetzt verewigter Freund Bernhardi, mit welchem ich in immer innigere Berührung getreten war, getrieben, einen Prolog als Todtenfeier zu dichten, wo die Gestalten zukünftiger poetischer Gebilde den träumenden Knaben Schiller in einer schauerlichen Wetternacht umschweben sollten, sich und die Umgebungen immer mehr verklärend, bis am Ziel in einen vollkommen erfrischenden Morgen herein, wo der erwachende Knabe dann seinen künftigen Ruhm weissagt. Den unverkennbar glücklichen Gedanken führte Bernhardi jedoch nur bis an einen gewissen Punkt aus, und forderte dann den jüngern, gleichfühlenden Freund auf, den Entwurf zu vollenden. Es geschah, und die kleine Arbeit erschien unter dem Namen beider Verfasser: „Bernhardi und Pellegrin," Letzterer mein mir durch A. W. Schlegel bei meinem ersten

Auftreten zugetheilter Dichtername. Ich hatte folgendes Zueignungs-Sonett an Göthe beigefügt:

„Ein Blumenkranz entsproß, ein Laubgehänge,
Durch Hellas Kunst den ernsten Sarkophagen;
Auf Indiens Flur, von Gluthen kühn getragen,
Entschwebt der Geist lichthell aus dunkler Enge.
Man hört die Krieger durch Trompetenklänge
Fahrwohl den todten Schlachtgenossen sagen,
Und an der Fürsten Gräber liebt zu tragen
Andächt'ge Kerzen die verwais'te Menge.
Wer bringt in's tiefste Dunkel unsrer Trauer,
Zum höchsten Preis des Helden, den wir feiern,
Den Freuden-Blitz, aus seel'gen Höh'n entnommen?
Du, o Prophet! Kraftvoll aus Todesschauer
Den Frühling seel'ger Welten zu entschleiern,
Sei uns als Laub, Gluth, Festklang, Licht entglommen.

Ob es durch ein Versehen in der Druckerei geschah, oder durch eine Grille meines Freundes, weiß ich nicht mehr genau; aber das Sonett kam an den Schluß zu stehn, statt, meiner Absicht nach, an den Anfang, und die Ueberschrift: „An Göthe" war fortgeblieben. Keineswegs schade das dem Verständniß, meinte nachher Bernhardi, weil man ja doch kein Oedipus zu sein brauche, um den Propheten, den ich meine, zu errathen, vornehmlich bei einer Todtenfeier für Schiller. Und er hatte im Grunde auch wohl ganz Recht. Mindestens bin ich keiner Frage darüber begegnet, und doch verbreitete sich das Werklein sehr, und fand allgemeinen Anklang.

Nur von dem Propheten des Sonettes kam uns kein huldreicher Gruß zurück. Freilich weiß ich nicht, — auch hier wieder einmal sorglos in solcher Hinsicht, — ob es

ihm direkt zugesandt worden ist. Aber späterhin wollte man mir sogar berichten, er sei höchst unzufrieden über das Ganze gewesen, es gleich bei Lesung der ersten Zeilen des Prologs über die Seite werfend, weil er die paar Blätter für eine Spötterei angesehn habe wider den großen Todten. Freilich ließen sich die Einleitungs-Worte zur ersten Scene allenfalls mißdeuten, vielleicht auch noch Echoklänge weiterhin mit, und zu den Romantikern der neuen Schule versah sich vielleicht Göthe nicht viel des Freundlichen. Aber wenn er auch nicht wissen mochte, wer Pellegrin sei, konnte er doch kaum so unwürdigen Spott von dem kräftigen Bernhardi ahnen, dem er ohnehin als Mitarbeiter an der Jenaer Literatur-Zeitung noch späterhin mit ausgezeichneter Achtung begegnete. Hätte jedoch das Zueignungs-Sonett Ueberschrift und Avant-Garde behalten, so wäre jene mich noch jetzt, indem ich sie mir wiederherauf rufe, betrübende Ungewißheit keinenfalls eingetreten. —

Unsre Todtenfeier Schillers, im Beginn des Jahres 1806 gedruckt, mochte denn überhaupt für die Todtenfeier manches heitren Gestirnes, dem Untergange bereits geweihet, zugleich mit gelten. Der 14te Oktober desselben Jahres, sammt seinen Folgen, zertrümmerte für lange, schwere Jahre das Glück Norddeutschlands beinahe völlig, und drohete auch die Deutsche Literatur zu zertrümmern, ja fast mit Erstickung der Deutschen Sprache zumal.

Dennoch lernte just in jenen Zeiten des Druckes und der Sorge manch Einer nur desto mehr auf eignen Beinen stehn, und der Schreiber dieser Zeilen gehörte mit dazu. Ja, sein Sigurd der Schlangentödter, mit welchem er zuerst unter eignem Namen hervortrat, seine Undine und sein

Zauberring gewannen ihm eben in jenen Tagen der Noth und Angst einen bestimmten Platz in der deutschen Schriftstellerwelt.

Ob Göthe davon wisse, oder unter den angegebenen Umständen davon wissen wolle, wußte ich nun meinerseits freilich nicht. Sehr würde mich ein Bejahen der Frage erfreuet haben, aber um sie aufzuwerfen, war ich ein bischen zu stolz. Nicht war ich es durch den literarischen Erfolg etwa geworden, sondern ich war es für alles Dergleichen von vorn herein, noch ehe mich je der Gedanke beschlichen hatte, eine Zeile drucken zu lassen. Mit innigster Theilnahme jedoch freuete ich mich, daß Göthe's schöne Wohnung mir aus jenen früheren Erinnerungen unvergeßlich, auch während der Weimarschen Schreckenstunden unversehrt geblieben sei, und daß der erhabne Dichter überhaupt im annahenden Greisenalter sein würdiges Leben ohne Stöhrung fortführe, obzwar in Mitten einer — schien es damals — zusammenbrechenden Welt.

So kam das große Jahr Dreizehn heran, und rief mich in's Feld der Ehre.

Daß mir in Deutschland ein vielverbreitetes, mich durch seine Theilnahme wahrhaft ehrendes Publikum zu Theil geworden sei, bestätigte sich mir während unsrer kriegerischen Kreuz- und Querzüge mannigfach erfreulich.

Die für das rechte Rhein-Ufer siegreich entscheidende Leipziger Schlacht hatte uns bei Verfolgung des Feindes in die Nähe von Weimar geführt. Ich nahm Urlaub zu einem Ritt hinein, um meinem Dichterheros meine Verehrung zu bezeigen.

Da stand ich nun wiederum vor dem einfach schönen

Hause. Etwa zehn Jahre waren seither vergangen. Und welch ein Dezennium! Auch für mich: welch eine völlige Umwandelung! —

Auch im Hause freilich sah es gar anders aus. Eine starke Oesterreichische Einquartirung hatte nothgedrungen alle vordere Zimmer in Beschlag genommen. Ordonnanzen rannten auf und ab. Das schöne musivische: „Salve", vor dem Eingange zu den Gemächern den Boden schmückend, war im Staube der gestiefelten Tritte fast unsichtbar geworden. Mich befiel eine seltsame Wehmuth.

Dennoch schritt ich im ziemlich kecken Bewußtsein seither mannigfach errungener Selbstständigkeit dem mir noch aus jenem ersten Besuch wohl erinnerlichen, würdig aussehenden Kammerdiener nach, der mir sogleich auf meine erste bescheidene Anfrage versicherte, ich sei willkommen. Es ging nach einem Hinterzimmer, wohin der edle Hausherr zurückgedrängt war, und in einem kleinen Vorgemach beschied mich mein freundlich vorhineingehender Begleiter, ein paar Augenblicke zu warten.

Da stand ich nun, und mein Herz begann höher zu schlagen. Fast mußte ich lächeln dabei, wenn ich an meinen eleganten weißen Uniform-Anzug in Eskarpins aus jenem Dezennium dachte, und wie nun der bestaubte, vom Wachtfeuer und Pulverdampf durchräucherte, von manchem Regenguß durchsprühete Offizier der reitenden freiwilligen Jäger hier zur Stelle war. Zudem hing über meinen Schultern noch, als Rest eines abhandengekommnen ehemaligen Mantels, ein Mantelkragen, am Saum durch Beiwachtsgluth angesäumt, in der Mitte von einer französischen Flintenkugel durchlöchert. Ein waffenbrüderlicher Scherz meiner

Kameraden hatte dieses Fragment mit dem Namen: „Leporello-Kragen" bezeichnet. Heft und Kettlein, die es ehedem zierlich genug am Halse zusammenhielten, waren jetzt längst verloren, — wer weiß: wie und wo, — und an deren Stelle war ein Bindfaden getreten, derb genug, um Nothfalls für einen Strick zu gelten. — „Ob Du den Leporello-Kragen wohl umbehältst, bei der bevorstehenden Audienz vor Sr. Excellenz?" fragte ich mich lächelnd. Und die Antwort hieß: „Ei allerdings. Bist Du ja doch damit vor König und Kaiser vorbeimarschirt!" —

Und das Ding war beschlossen, und ich lehnte mich wohlgefällig auf das Einzigschöne, was noch an meiner Ausrüstung zu finden war, auf mein in erzner Scheide klirrendes langes, zierlich geformtes Schwerdt.

Aber was ist der Mensch in all' seiner Eitelkeit? Und justement dann? —

Unversehens ging die Zimmerthür leise auf, und hervor blickte das noch ganz unvergessne Apollo-Antlitz, apollinischer noch, weil in häuslicher Bequemlichkeit die Halsbinde fortgeblieben war, und so die Heroen-Physiognomie sich noch idealer hervorhob. „Treten Sie näher;" sprach die wohllautende Stimme.

Und ab flog mein Leporello-Kragen in den ersten besten Winkel, und voll tiefster Ehrerbietung mich neigend, trat ich über die Schwelle.

Göthe winkte mir sogleich, mich zu setzen, indem er mir gegenüber Platz nahm. Und ich hub meinen Spruch, — möglich, daß die Stimme des sechsunddreißigjährigen Kriegsmannes nicht ohne alle Bebung blieb, — etwa folgendermaaßen an:

„Ich komme, Eurer Excellenz für Etwas zu danken, das Ihnen muthmaaßlich schon längst vergessen ist: für meine gastlich huldreiche Aufnahme in Ihrem Hause vor nun etwa zehn Jahren.“

Und nun berührte ich noch einige nähere, jedoch nur äußerliche Umstände von damals, fest entschlossen, wenn Göthe nichts Literarisches anrege, auch meinerseits nicht im Mindesten irgend einen Schritt deshalb fürder zu thun, sondern mich bald nach einfach geselliger Sitte wiederum zu empfehlen.

Er aber sagte voll unbeschreiblicher Anmuth des Blickes und der Stimme:

„Meinen Sie denn, daß ich Sie aus den Augen verloren hätte, seitdem?“ —

Es durchfuhr mich, wie ein elektrischer Strahl, aber sanft, und ich fühlte mich neubelebt.

Nun folgten ehrende Worte, vollkommen dichterisch anerkennende für mich, und auch für meine seither verewigte Gattin, Karoline Baronin de la Motte Fouqué, und am Schluß der holden Rede fügte er hinzu:

„Während meines letztern Bade-Aufenthaltes in Karlsbad waren Sie Beide mit Ihren Dichtungen mir gar liebe Gefährten.“

Was ich ihm antwortete, hieß etwa so:

„Ich hoffe, Eure Excellenz, sieht klar in mich herein, und sieht demzufolge, was ich nicht aussprechen kann. Aber es ist ein Gipfelpunkt meines Lebens.“

Sein freundliches Auge bestätigte mir's: Ja, er hatte in der That in mich hereingesehn, und er war in diesem Augenblicke zufrieden mit mir.

Nun aber drängte uns der Moment auch auf die äußerliche Gestaltung der Zeit, und wir besprachen uns darüber, so weit es die Umstände vergönnten, mich nach dem Bivouac wieder hinausrufend, ihn an ohne Zweifel weit mannigfach wichtigeres und höheres Schaffen.

Zunächst äußerte ich meine Zufriedenheit, daß nun die geweihete Dichter-Wohnung wieder bald der wackern, aber freilich sehr überfüllenden Gäste werde entledigt sein. „Wissen Sie Das so gewiß?" fragte Göthe. „Und woher?"

„Weil Niemand von uns Kriegern jetzt Muße hat, in der Verfolgung des besiegten Weltbesiegers zu weilen." —

„Besiegt? Wird er sich nicht vorerst noch bei Erfurt stemmen?" —

„Das wünsch' ich. Aber ich hoff' es kaum."

„Schlagen Sie seinen Widerstand dorten so leicht an?"

„Ich schlage Nichts leicht an, was Napoleon thut oder läßt. Und eine Schlacht um Erfurt würde manchen Kopf kosten, sehr möglich unter Andren den meinigen mit. Aber derweil er dort mit uns bataillirte, würden ihm andre große Heerhaufen den Rückzug vollends verrennen, und es wäre dann völlig aus mit ihm. Ich aber halte ihn für einen viel zu großen Feldherrn, als daß er Solches nicht unermeßlich klarer einsehn sollte, als ich."

„Also —?"

„Also, er wird eilen, an und über den Rhein zu kommen, so gut es gehn will, oder so schlimm."

Göthe sah nachdenklich eine Zeitlang vor sich nieder, und sprach alsdann mit tief ernstem Blicke:

„So wäre er denn also wirklich schon vollständig geschehen, der entscheidende Schlag? Desto besser."

Bei'm Abschiede, mich aus der Thür geleitend, reichte er mir gütig die Hand, mit den Worten:

„Der Krieg bringt viel Stöhrendes, aber auch Schönes. So, daß Sie jetzt zu mir kamen. Gutes Glück mit Ihnen. Und lassen Sie mich von Ihnen hören, wenn's sein kann."

Im Spätherbst kam ich kränkelnd vom Heere zurück. Meine schon früher durch mannigfache Kriegsbeschwer sehr angegriffene Gesundheit war bei'm raschen Verfolgen des Feindes bis an den Rhein in Grund und Boden zerrüttet, und ich bis zum Eintreffen meines eingereichten Abschieds-Gesuches von meinem edlen Feldherrn, Grafen Kleist Nollendorf, mit ehrender Güte vorläufig nach der Heimath entlassen. In Weimar gedachte ich einen Rasttag oder zweie zu halten. Als ich am Abende meiner Ankunft zu Göthe ging, fand ich Herrn von Müller bei ihm, den jetzigen Kanzler.

„Man hatte Sie mir unter so kauderwelschem Namen angemeldet," — sagte Göthe, — „daß ich schon Lust hatte, den Fremdling mit höflicher Entschuldigung abweisen zu lassen. Endlich ward dennoch beschlossen, den Preußischen Rittmeister in Augenschein zu nehmen, und nun ist mir es lieb."

Göthe hatte auf einem Tische neben sich unterschiedliche kleine Marmorplatten, wohlgeschliffen, von mannigfacher Farbe liegen, und meinen Blick dorthin begleitend, sagte er:

„Bruchstücke aus der Marmor-Bekleidung des Delphischen Tempels. — Das sind nun so *meine* Reliquien!" setzte er leise lächelnd, wohl nicht ohne absichtliche Beziehung, hinzu.

Als ich mich empfahl, äußerte er gütig, er hoffe mich während der Zeit meines Verweilens öfter wiederzusehn. Herr von Müller, der mit mir zugleich fortging, lud mich den ihm kaum erst Bekanntgewordnen voll der edelsten Gastfreundlichkeit für die ganze Zeit in sein Haus, und führte mich sogleich dort ein.

Zwei Tage darauf traf ich mit Göthe bei der verehrten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer zusammen, im heiter erlesnen Kreise zum Abendessen eingeladen. Tags vorher hatte ich einer Aufführung des Egmont beigewohnt, ohne den Dichter dieses mir vorzüglich theuern Meisterwerkes unter den Zuschauern zu erblicken. Hatte er mir ja auch gleich am ersten Abend geäußert, er gedenke nicht hinzugehn, mir aber den Besuch sehr empfohlen, mit dem Beisatze: „Sie werden viel Gutes sehn, wenn ich auch die Aufführung nicht unbedingt loben kann.“ Bevor ich nun in jene Abend-Gesellschaft ging, hatte ich noch unmittelbar erst einem Thee in Herrn von Müllers Hause beigewohnt, wo das kunstbegabte Wolf'sche Ehepaar mich durch die Deklamazion einer meiner frühesten gedruckten Dichtungen *) ehrte und erfreute. Nachher kam das Gespräch auf den Epilog der Königin Elisabeth zu dem Brandes'schen Essex in Trimetern gedichtet, wodurch Göthe das ziemlich schwächliche Trauerspiel geehrt, zugleich aber auch im Grunde zerpreßt hatte. Es war, wie eine Kolossus-Krone, auf die Scheitel eines Zwergen gedrückt. Daran lag aber auch im Grunde nicht viel, wenn man sich nur einmal gewöhnen mochte, das gesammte

*) Der Märtyrertod des heiligen Johannes Nepomucenus in Pellegrins dramatischen Spielen, herausgegeben von A. W. Schlegel.

Stück als die etwas breit- und flachgerathene Basis für den riesigen Epilog zu betrachten. Madame Wolf ließ sich bewegen, dies wundersame Meisterwerk — damals noch ungedruckt, und nur allein durch sie auf der Weimarschen Bühne zur Oeffentlichkeit gebracht — vor uns zu sprechen, mit der mir ausdrücklich auferlegten Bedingung, mich gegen Göthe nichts davon merken zu lassen, wenn etwan unser Gespräch darauf kommen sollte. Er liebe dergleichen Mittheilungen nicht. Ich gab mein Wort. Die Künstlerin sprach voll all der ihr eigenthümlich zarten Weiblichkeit und hohen Würde das wunderbare Gedicht hin, und ich begab mich in das Haus der Madame Schopenhauer.

Wer die Anmuth und feine Gastlichkeit, welche dort unter der Leitung der edlen Herrin waltete, je erfuhr, mag sich von selbst denken, wie ein Abend, ganz nach Göthe's Sinn eingerichtet, dort verfließen mochte. Andren läßt es sich eben nicht eigentlich wiedergeben. Göthe bestand darauf, ich müder Kriegsmann müsse den Platz auf dem Sopha einnehmen, und setzte sich in einen bequemen Lehnstuhl neben mich. Der Meister zeigte sich in all seiner Milde und Huld. Bald kam das Gespräch auf die gestrige Aufführung des Egmont. Ich rühmte die Darstellung des Klärchen durch Madame Wolf, in dem Sinne, wie ich es nachher durch ein in Weimar noch zurückgelassnes Gedicht also aussprach:

„Egmonts Liebchen, Egmonts Klärchen,
Wundersam gestaltet Kind,
Leicht und rosig, wie ein Mährchen.
Ach, und doch so tief gesinnt!

Egmonts Heldin, Egmonts Fahne,
Schürend heil'ge Freiheits-Gluth,
Dann im Tonfall, gleich dem Schwane,
Sinkend in die dunkle Fluth!

Egmonts Göttin, Egmonts Sonne!
Ja, auch mir nach heißer Schlacht
Ward zu Theil die Heldenwonne,
Dich zu schau'n in Deiner Pracht."

Göthe hat sich späterhin über diese Verse sehr zufrieden geäußert, als richtig die drei Phasen seines Klärchens bezeichnend, und erwiederte mir auch auf meine damaligen Mittheilungen, allerdings könne jene Gestaltung der Liebe, des Heroismus und der Verklärung nie schöner dargestellt werden, als durch die von mir mit so vielem Recht bewunderte Künstlerin.

Indem ich nun während des heitern Gespräches über Egmont vorzüglich auch die letzte Erscheinung Klärchens als tröstende Freiheits-Göttin hervorgehoben hatte, sagte Göthe lächelnd:

„Ja, und stellen Sie sich vor, just das wollte man mir früherhin abdisputiren, wenigstens für die theatralische Darstellung. Und sogar mein lieber Schiller war mit dabei, und ließ als damaliger Lenker der hiesigen Schauspiele die Erscheinung bei der Aufführung auch wirklich fort."

„Wie war denn das möglich?" fragte ich staunend. „Konnte er denn irgend And'res an die Stelle setzen? Denn so ganz im Hinabsinken erlöschen konnte doch nun einmal der Schluß nicht."

„Ei nun," — entgegnete Göthe, — „er ließ den Alba während der Publikazion des Urtheils verlarvt zu-

gegen sein. Egmont aber riß ihm die Larve ab, sagte ihm viele harte Dinge, und dann erst ging es zum Tode."

„Eure Excellenz konnte das unmöglich mit ansehn;" sagte ich.

„Zufällig war ich damals just in Ilmenau;" erwiederte er. „Aber Sie haben Recht, mitangesehn hätt' ich es auf keine Weise."

Mir schwebten Worte auf der Lippe, wie so überaus unersprießlich es gerathe, wenn selbst ein großer Dichter es unternehme, die Werke seines Genossen zurechtstutzen zu wollen. Aber ich dachte an Romeo und Julie, und schwieg.

Während andrer Gespräche kam der Meister auch auf seinen oberwähnten Elisabeths-Epilog zum Esser und sagte: „Den kann unser Gast noch nie vernommen haben, und ich fühle mich gestimmt, ihn zu sprechen." — Mich überlief es beinahe kalt: von der einen Seite das der Madame Wolf gegebene Wort, von der andern die mir beiwohnende Unmöglichkeit, zu lügen. Aber die Sorge und Noth verging mir bald. Göthe sprach seine Dichtung wie ein donnernder Jupiter aus, unermeßlich anders also, wie jene zarte Künstlerin, und es ward demzufolge wirklich etwas durchaus Neues für mich. —

Als es zum Abendessen ging, sagte Göthe zu den jüngeren Damen, mit denen ich mich just unterhielt, lächelnd:

„Ihr Mädchen, laßt mir für heute den Kriegsmann;" und führte mich freundlich neben sich an den Tisch.

Unter manchem geistreich frohen Hin- und Her-Sprechen in dem edlen Kreise, fragte mich endlich auch der Meister, was mir denn die Muse während des Feldzuges bescheert habe, und ob ich nicht Eins oder das Andre davon mit-

theilen wolle. „Denn allein sind Sie doch gewißlich nicht von Ihr gelassen worden;“ setzte er gütig hinzu.

Mir kamen zuerst ein paar Zeilen in den Sinn, welche mir nach der verlornen Schlacht bei Dresden Tröstung gebracht hatten, in dem schmerzlichen Augenblicke, wo ich erfuhr, es gehe mit uns nach Böhmen zurück, ja, wo sogar das Gerücht von einem geschlossenen Waffenstillstande raunen wollte. Meine Jäger hatten von Beidem nichts vernommen, und freuten sich in mannigfacher Jugendlustigkeit und Schäkerei des anmuthig bequemen Beiwachtplatzes auf grünendem Waldhügel, Holz reichlich darbietend für Koch- und Lager-Feuer, ein frischer Bach zur Erquickung nahe für Mann und Roß. Der Kriegsmann im Felde ist oft kindlich leicht erfreut, aber diesmal schnitt mir die Fröhlichkeit meiner Jünglinge tief elegisch durch die Seele. „Sie wissen's nicht! Nur allzubald werden Sie's erfahren, die lieben, frischen, jetzt noch so keck schlagenden Herzen.“ Und ich stellte mich schlafend, und zog jenen wohlbekannten Leporello-Kragen über das Haupt, meine wehmuthfeuchten Augen zu verbergen. Denn jetzt Waffenstillstand und Friede, — was konnte das anders heißen, als: Europa auf's neue gekettet in Napoleons Band, und alle die schönen Opfer umsonst verblutet! — Ich schilderte das zum Eingange, und sprach dann die folgenden Reime, vor denen sich damals mein Haupt wiederum kräftig emporgerichtet hatte:

„Herr Gott, Dein Wille soll ergehn.
Ich armes Menschenkind,
Ich kann ihn leider nicht verstehn;
Ich bin zu blöd' und blind.

Doch heb' ich zu Dir auf in Müh'
Das schmerzgeschlag'ne Haupt,
Und denke spat, und denke früh':
Dort schaut, wer diesseits glaubt."

Alle zeigten sich ergriffen, und sprachen's aus. Nur Göthe nicht. Der sah still und wortlos vor sich nieder. Darauf gedachte ich des raschen und frohen Kriegsumschwungs, zwei Tage nachher durch die Kulmer Schlacht in Verbindung der andern, von allwärts erwachenden Jubelkunden, und sprach folgendes Lied hin:

„Der Sieg schwang seine goldne Flügel
Durch's Kampfes Thal,
Und wie Altäre stehn die Hügel
In seinem Strahl.

Der hohen Berge Gipfel wallen
Von Opferpracht,
Derweil noch einzle Donner schallen:
Echo der Schlacht.

Lang' habt Ihr, schwer und kühn gerungen,
Manch' heißen Tag.
Nun ist's, Ihr Brüder, ist's gelungen!
Der Sieg ist wach.

Herüber tönt's von Schlesiens Höhen,
Her aus der Mark,
Wie Preußens, Schwedens Banner wehen,
An Ehren stark;

Wie flüchtig scheue Franzenhaufen
Von Deutschem Heerd
Entherzet zittern, wanken, laufen
Vor Deutschem Schwerdt.

Könnt fassen Ihr den reichen Seegen
Von nah und fern?
Bist Du nicht fast davor erlegen,
Du Volk des Herrn?

Vor Dem durchbebt Dich heil'ges Zittern,
Der kann und will.
Knie nieder unter Fruchtgewittern,
Und bete still."

„Schön!" — sagte der Meister diesmal, tief ernst; — „sehr schön!" worauf er dann sogleich ganz freundlich hinzusetzte:

„Und um so erquicklicher, als das Erstre beinah etwas penible zu nennen war." —

Ich ließ mir durch den Nachsatz den Vordersatz nicht verkümmern, und dachte nur eben an jene: „Reliquien" aus dem Delphischen Heidentempel. —

Als ich bald nach diesem schönen Abend meine Weiterreise bestimmte, wollte mich die Gastlichkeit des Herrn von Müller noch um einen Tag länger zurückhalten, auch zum Theil durch die Mittheilung, es stehe mir eine Tischeinladung bei Göthe bevor. Ich hätte mich allerdings sollen bestimmen lassen, und habe wohl seitdem bereuet, es nicht gethan zu haben. Stunden, in Göthe's Nähe verlebt, führten allerdings jederzeit ihre tiefe Bedeutung mit sich. Und zudem wäre mir's in den Sinn gekommen, dies sei das Letztemal, wo mir der Meister hienieden erscheinen solle, — ich wäre sorgfältiger gewesen im Erfassen der Augenblicke. Aber mir ging es, wie es Eckermann in den letztern Lebensmonden Göthe's ging, seinem eignen Eingeständniß nach; — man vermeint, so Etwas könne wol

eigentlich gar nicht aufhören, und kauft somit die Momente nicht mit hinlänglicher Sorgfalt aus. Zudem trieb mich die Heimathssehnsucht um so dringender an, als ich damals wirklich mannigfach ernste Ursach verspürte, zu meinen, es seie mir nicht beschieden, lange mehr auf dieser Erde zu weilen und zu wallen.

So ließ ich mich denn eines Vormittags zum Abschiedsbesuch bei Göthe melden, und fand sehr gütigen Empfang. Der Meister kam auf einen französischen, vor Kurzem an's Licht getretenen Roman zu sprechen, Marie geheißen, verfaßt durch Ludwig Buonaparte, ehemaligen König von Holland, und ließ günstige Worte darüber vernehmen. Ich so eben aus dem Felde Heimkehrender hatte natürlich noch nichts davon gesehn, äußerte jedoch, meine Frau bewahre ein eigenes Interesse an französischer Literatur, und ich könne ihr überhaupt nicht leicht Erfreulicheres mitbringen, als ein Dichterwerk, von Göthe empfohlen. — „Nur Dichterwerk," — entgegnete der Meister langsam, — „damit legen Sie denn doch wohl einen etwas zu hohen Maaßstab an. Nicht als Dichter überhaupt müssen Sie es messen wollen. Aber als ein interessantes Buch muß man es in der That gelten lassen." — Er fuhr jedoch fort, sich selbst herunterzuhandeln, und es blieb endlich von dem Lobe nicht viel mehr übrig, als Theilnahme an der edlen Persönlichkeit des würdigen, so mannigfach unbeglückten Verfassers, mit welchem Göthe in Karlsbad Zimmer an Zimmer gewohnt hatte, und in nähere Bekanntschaft zu ihm getreten war.

Dadurch aber hatte sich das Gespräch auf die neuere französische Literatur überhaupt gewendet, welche damals

noch nicht den grellen Gegensatz von Klassischem und Romantischem in sich hervorgebracht hatte, wie Heut zu Tage. Vielmehr mochte noch im Ganzen um das Jahr dreizehn von ihr gelten, was in den Zeiten Ludwigs XIV. von ihr gegolten hatte. Somit sagte Göthe denn auch unter Andern:

„Sehn Sie, ein Hauptunterschied zwischen der Französischen und Deutschen Literatur liegt darin, daß man dort entweder, als zur anerkannten Richtung und Partei gehörend, absolut da ist, unerschütterlich, oder, weil eben nicht zu den Gültigen gerechnet, gar nicht vorhanden ist, bei uns hingegen kann ich in dieser Ecke der Stube stehn, und Sie, mir diagonal entgegengestellt, in jener, und wir sind und bleiben alle Beide da."

Heiter dachte ich an die Delphischen Marmortäflein und mein penibles Gedicht, und nahm in der allerzufriedensten und allerdankbarsten Stimmung Abschied, wobei denn noch ausdrücklich abgemacht ward, ich solle dem Meister meine künftigen poetischen Produkzionen, so wie sie an's Licht träten, einsenden.

Ungünstigerweise geschah das zum Erstenmale im nächstfolgenden Jahre mit meiner epischen Dichtung Corona. Ich ging dabei in ganz argloser Zuversicht zu Werke: der Treue, des Fleißes, der Innigkeit während meines Schaffens mir klar bewußt, wie auch der darüber waltenden Museneingebung. Und somit erwartete ich einen recht freundlichen Meistergruß zur Antwort. Aber der Meister schwieg. Meine anfängliche Verwunderung darüber kam späterhin mir selbst

beinahe spaßhaft vor. Basirte ja doch sich der Mythos meines Gedichtes auf Christenthum und Ritterthum, zwei Grundanklänge, welche dem Meister nach seinem rücksichtslos, bald gedruckt, bald geschrieben, bald mündlich kundgegebenen Aeußerungen wie etwas Veraltetes, Verlebtes, ja vielleicht sogar — wenigstens vom Ritterthum gilt es gewiß — Barbarisches erschienen. Und der umflechtende Rahmen meines Rittergedichtes war größtentheils aus den Lorbeerzweigen des Kampfes wider Napoleon und seine Weltherrschaft zusammengewunden. Freilich konnte ein Geist, wie Göthe, diesen Kampf nicht ohne Interesse betrachten. Aber er sahe doch, wie der Homerische Zeus auf dem Ida, von obenher in das wechselnde Ringen beider Parteien hinab, und es fehlte also unermeßlich viel an der Flammenbegeistrung, welche den Dichter der Corona für den Ausgang dieser, großentheils von ihm selbst mitgerungenen Kriegestage unauslöschlich entzündet hielt und hält. Gewiß: ich konnte nicht leicht Ungeschickteres zur ersten Buchsendung für Göthe wählen, und sein Verstummen dabei führte es denn auch mit sich, daß sie die Letzte blieb. Manche später anzuführende Aeußerungen des Meisters in Bezug auf meine Leistungen, wie auch auf Poesie und Politik überhaupt, werden es bewahrheiten, daß ich, nach ruhiger Verstandes-Erwägung, richtig sah in Bezug auf die Weimarsche Aufnahme, oder vielmehr Nicht-Aufnahme meiner Corona.

Es entstand jedoch dadurch keinesweges, was man etwa einen Bruch zu nennen pflegt. Mannigfach im Ganzen anerkennende Grüße und Urtheile Göthe's kamen mir wohlverbürgt bald mündlich, bald schriftlich mittelbar zu, und hielten mein ohnehin wohl nie leicht erstarrendes Gefühl

in behaglicher Lebendigkeit für den verehrten Alt=Meister frisch.

Unter Andren ward auch mir im Jahre 1825 Eines jener zierlichen Werther=Exemplare der neuesten Auflage zu Theil, die als eben so viele erfreuliche Ordenszeichen, vom Dichterpatriarchen verliehen, durch Deutschland gingen, mit den eingeschriebenen Worten: „Herrn u. s. w. zur Erneuerung freundlich=theilnehmenden Andenkens. Göthe."

Das war doch einmal eine Visitenkarte, zu herrlichster Ergänzung jener ehemaligen Weimarschen, mir nun seit Jahren abhanden gekommenen! Daß ich die Ehre der Zusendung mit Andern, ich weiß selbst nicht, mit wie Vielen, theilte, konnte meine Freude daran, ja — im guten Sinne des Wortes gesprochen — meinen Stolz darauf keineswegs mindern. Jene erste Visitenkarte zu besitzen, war ja noch unermeßlich Mehren beschieden, als diese. Aber wie man irgend Etwas besitzt: darauf kommt es an. Mag sein, daß einem berühmten, nun längst verewigtem Manne gleichfalls so ein Werther=Exemplar als Orden mit zugekommen ist, von Dem ich dann unbedingt, mit den Worten des Altmeisters gesprochen hätte:

„Doch er besitzt es nicht; er hat es nur." Denn besagter Mann, als ich einst, bei einem gastlich geordneten Mittagsmahle, nur so beispiel= und erläuterungsweis der unverwelklich blühenden Jugend Werthers gedachte, erwiederte, mich unterbrechend: „o! ist denn Werther jemals jung gewesen?" — Was ich auf die Frage antwortete, weiß ich nicht mehr. Aber schuldigermaaßen ganz höflich kam es heraus, ob auch entschieden abweisend und kurz. Ohne

gesellige Rücksicht, hätte es indessen wol, abermal mit einem Götheschen Spruch, geheißen:

„Ach HErre Gott, ach HErre Gott,
Erbarm' Dich doch des Herren!“ —

Lust zu einer gründlicheren Abfertigung dagegen empfand ich um selbe Zeit, gegenüber einer Kritik im Edinburgh-Review über Göthe's sämmtliche Werke. Dem dortigen gelahrten Herrn konnte es Göthe beinah in gar Nichts recht machen, und er setzte das in einer sehr weitläuftigen Rezension des Breitern aus einander. Als Gipfelpunkt des Mißverstehens aber galt billig die Behauptung, Göthe vermöge nicht die Freuden eines edel gesitteten Symposions zu schildern, sondern eben nur: the revelry at the court of the bishop of Bamberg (zu Deutsch etwa: das wüste Gezech am Hofe des Bischofs von Bamberg). Dem Rezensenten mußte die Frage des Olearius: „Was hört man Neues vom Türkenkrieg, Ihro Bischöfliche Gnaden?“ als ein fürchterliches Signal zu Völlerei und Gezänk vorgekommen sein, oder auch etwa die des Bischofs: „studiren jetzt viele junge Deutsche von Adel in Bologna?“ — Mich trieb es zur strengen und zugleich lustigen Abweisung des unbefugten Tadlers. Aber vielleicht hatte Göthe noch gar nichts von jenem Geschreibe vermerkt. Und eine deutsche Widerlegung hätte ihm nur unnütz vielleicht einen, ob noch so flüchtigen Aerger über den wunderlichen Angriff erweckt. Ich schwieg. Und zwar einzig aus dieser Rücksicht schwieg ich.

Als aber ein deutscher Anonymus, der seither auch namentlich bekannt worden ist, neben anderen Angriffen auf den Altmeister, sich beigehn ließ, zu versichern, Göthe sei nicht im Stande, einen Helden zu schildern, fühlte ich mich

zwiefach polemisch dawider angeregt: als Dichter, und dann auch als Einer, welchem die persönliche Bekanntschaft, mit manchem lebendigfrischem Helden auf dem Felde der Gefahr geknüpft, einen andern Maaßstab für echt heroisches Sein und Weben in die Seele gesenkt hatte, als jener wohlfeil aufgeblasne, gespreizte Stoizismus und Indifferentismus, welcher dem Kritiker unerlaßlich galt als Grundanklang für die Darstellung einer Heldennatur. In der dazumal durch Mahlmann redigirten Zeitung für die elegante Welt legte ich — versteht sich: mit Namens-Unterschrift — Protest ein. Freilich maaßte ich mir dabei nicht an, die schön menschliche Wahrhaftigkeit in Helden, wie Egmont, Götz, Thoas u. s. w. zu vertreten. Vielmehr erklärte ich, dergleichen Leute wüßten sich jeden Angriff schon ganz von selbst vom Leibe zu halten. Ich machte nur eben auf den Hauptmann der Reichstruppen im Götz von Berlichingen aufmerksam, wie der, an der Spitze eines miserabel zusammengetrommelten Corps, dennoch als Heerführer und Ritter vollkommen seine Würde aufrecht erhalte, und als beinahe durchgängig unglückliche Nebenperson der Handlung heroische Elemente genug in sich hege, um damit mehr denn Einen hochher tragirenden Hauptelden deklamatorischer Poeten auszurüsten. Wem aber solch' ein Ritter gleichsam wie nebenbei aus den Saiten seiner Harfe hervorspringe, dem wolle man doch Kraft und Klarheit genug zutrauen, um seine Hauptpersonen mit hinlänglichem Heroismus auszurüsten, ohne sich allerdings je in das Zuviel, welches immerdar vom Uebel ist, zu verlieren. Hatte ja doch Göthe auch, in seiner eignen Natur unverkennbar Heroisches tragend, von Jugend an mit ähnlich erhabnen Menschen verkehrt. Irgend schwächlichere Leute

mochten höchstens nur erst in späteren Tagen der Indulgenz von ihm ertragen werden, oder es selbst auch nur aushalten können in Göthe's Nähe. Die angemessenste Freundschaft seines Lebens — nur etwa die mit Schiller ihr gleichgestellt, als auf ähnlich historisch großen Prinzipien beruhend, — war gewiß die mit dem Herzog (nachherigem Großherzog) Karl August von Sachsen-Weimar. —

Einige Jahre vor Göthe's Hinscheiden ergriff mich schmerzlich die Kunde seines damaligen Erkrankens, und ich glaubte allerdings die Stunde nahe, wo der vielbegabte Geist abgerufen werden solle von dieser Welt.

Und auch nach der Genesung des Patriarchen noch bereitete mir ein Freund, statt der beabsichtigten Freude, einen Schmerz, indem er mir ein Kupferbild zeigte, die Unterschrift verdeckend, und mir aufgebend, es zu benennen. Ich sann und sann; — vergeblich. — „Wohl mag ich das Urbild kennen;" — sagte ich endlich. — „Auch lieb mag mir es sein. Aber zu nennen weiß ich es nicht. Hab' ich es denn sehr oft gesehn?" — „Nun" — entgegnete der Freund, — „just sehr oft keineswegs; — auch nicht einmal, was man oft nennt, nach gewöhnlicher Zeitberechnung. Aber jedesmal, wo dieser Mann vor Ihnen stand, galt es Ihnen einen tief bedeutsamen Augenblick, fast einen Lebensabschnitt wohl zugleich mit, und Sie haben ihn ausnehmend lieb. Dafür bürgt mir manches trauliche Gespräch zwischen uns Beiden."

Ich mußte mein Nichterrathen bekennen.

Da zog endlich Graf Karl Brühl — denn er war es, der nun auch schon verklärte liebe Freund, — die Hand von der Unterschrift weg. Und ich las: „Göthe."

Ja, es traf Alles zu, was der edle Freund gesagt hatte. Nur die Züge des Dichterpatriarchen, wie sie mir so lebendig im innersten Seelenspiegel leuchteten, trafen nicht mehr zu. Eine so alternde, ja schmerzverkündende Ermattung hatte sich über das Ganze gelegt, wenn gleich ich nun, da mir das Räthselwort gegeben war, die edelschöne Grundgestaltung wiederum herauslesen, oder vielmehr entziffern konnte. Brühl jedoch bestätigte mir es mit wehmüthigem Lächeln: „ja, so sieht er jetzt wirklich aus, unser verehrter, lieber, alter Heros.“ — Und einige unter das Bild lithographirte sinnvolle Zeilen nach Göthe's Handschrift bezeugten mir, auch Göthe selbst müsse mit diesem Spiegelbilde zufrieden gewesen sein.

Nicht allzulange jedoch nachher ward auch dieses Wehe mir vom Herzen genommen. Ein neues Kupferbild von Göthe erschien: kräftig, heiter, frisch, daß ich ihn fast in aller frühest von mir bewunderten Herrlichkeit seiner imposanten Erscheinung wiederum vor mir sah. Und wirklich: „also habe sich der Phönix nun wiederum verjüngt,“ bestätigten mir gleichglaubwürdige Stimmen. Ja, ich mag sagen: erfreulicher fast nun stand der also Neubegabte vor meinen Blicken, als ehedem. Und mit unaussprechlicher Rührung und Vorahnung ewiger Verherrlichung sehe ich noch jetzt diesen Göthe redivivus von der Wand meiner Wohnung zu mir herniederblicken.

Die freundlich vermittelnden Grüße von oberwähnter Art blieben niemals inzwischen gänzlich aus. Und so war und blieb mir das Gestirn: „Göthe“ ein immerdar freundliches und leuchtendes an dem Horizont meines just dazumal mitunter mannigfach äußerlich umdüsterten Lebens.

Inniger, und in vielerlei äußern Verschiedenheiten fester, hat ihn wohl Niemand geliebt, als eben dieser ihm oft so durchaus fremdartig vorkommende Troubadour. Doch eben, weil ich den Weg meiner Eigenthümlichkeit fürderschritt, waren sicherlich unsre wechselseitig scheinbaren Abweichungen nur immerdar Wege zu Einem ewig leuchtenden Ziel.

Zur Feier seines achtzigsten Geburtstages hatte ich dem Altmeister meinen Glückwunsch dargebracht, und zwar, wie sich das von selbst versteht, in einem Gedicht, welches ich aber, mindestens jetzt, nicht wiederum aufzufinden weiß. Ich blieb ohne Antwort, und fand das, unter dem zahllosen Gedränge meiner Mitgratulanten, ganz natürlich und in der Ordnung!

In einer fröhlichen Stunde jedoch, wo just von Göthe's oberwähntem: „Hum! Hum!" nach dem Anhören solcher poetischen Produkzionen, die ihn nicht ansprachen, ohne ihm doch auch gradehin zu mißfallen, die Rede gewesen war, entquoll mir folgender Scherz:

An Göthe.

Alter Kaiser, alter Kaiser
Aller Dichter, bleibst Du stumm?
Sieh, ich flocht Dir Kranzes Reiser,
Und Du sagst nicht 'mal: „Hum, Hum!"
Silbern unterm Kranz gelockt Du,
Aelter, als wir All' und weiser,
Schwiegst auch noch so schlimm verstockt Du:
Bleibst mein guter, alter Kaiser.

Es lag denn doch Ernst genug im Scherze, — wie denn kein echter Scherz jemal des tiefen Ernstes baar ist, — um mir, als ich so meine Huldigungs-Erneuung hinsprach, die

Augen in freudiger Rührung zu feuchten. Ob diese Reime vor Göthe's Augen gekommen sind, weiß ich nicht, glaube es jedoch. —

Nicht lange nachher indessen sollte ein tiefer, schwerer Ernst für mein ganzes Leben hereinbrechen, wie ich ihn so strenge zu erfahren nie vermeint hatte. Gott nahm die geistreiche Gattin, auf deren mich Ueberleben ich zuversichtlich gerechnet hatte, von meiner Seite. In meinem Schmerz dachte ich allerdings daran, Göthe'n den Heimgang einer seiner innigsten und sinnigsten Verehrerinnen zu melden, die er auch einstmal mit sehr wohlwollenden Zeilen erfreut hatte. Jedoch hier schreckte mich die briefliche Schweigsamkeit des Altvaters ab, mir in frühern Fällen eben so heiter erträglich, als erklärlich. Diesmal aber würde mich sein etwaniges Verstummen tief in der blutenden Seele verletzt haben. Und so blieb ich in meinen heißen Thränen denn lieber selbsten stumm.

Etwa ein Jahr später geschah es, daß ich auf einer kleinen Tagefahrt mit einer verehrten Reisegefährtin zum Mittagsessen Halt machte, und in ein Gastzimmer eintrat. Während wir uns niederließen, redete ein andrer Reisender, allein außer uns im Zimmer und an einem entfernteren Tische die Staatszeitung lesend, — (ich kannte ihn nicht, er aber schien mich zu kennen), — mich freundlich darauf an, wie der Tod Jemandes, dessen Namen er auf eine für

mich unverständliche Weise aussprach, gewißlich doch auch mir wohl schmerzlich unerwartet gekommen sei.

Ich sahe fragend nach dem Frager hinüber, eigentlich vermeinend, es handle sich um einen Todesfall in Berlin, wohin die Richtung meiner kleinen Fahrt und eben damal auch ganz vornehmlich meine ganze Gedankenrichtung sich stellte.

Meine edle Gefährtin aber trat erläuternd ein, und hauchte mir mit hold wehmüthigem Tone sanft entgegen:

„Göthe."

Tief und still und stark bewegt, wie es auch der erhabne Verewigte liebte, nahm ich die mir von dem Fremden höflich dargebotene Staatszeitung zur Hand, und las meiner Geleiterin leise und gehalten die Kunde von Göthe's Heimgang vor. Aber all die tiefsten Akkorde meines inn'ren ewigen Lebens klangen an.

Jetzt nun, im sich herbstlich neigendem siebenunddreißigsten Jahre des achtzehnten Säculums, in meinem eignen sechszigsten Lebensjahre kommt mir zum Erstenmale das Werk des Herrn Eckermann über Göthe zu Gesicht.

Das zum Eingang dieser Mittheilungen geschilderte Gefühl eines von Außen bedeutsam angeregten Rückblickes auf die Zeiten eignen jugendlichen Strebens, wird dabei höchst lebendig und anmuthvoll in mir wach.

Sehe ich ja doch mich wiederum eingeführt in die gastlichen Hallen des Göthe'schen Hauses, und sehe vor mir aufsteigen den anmuthig gewaltigen Heerdesherrn, und höre ihn sprechen in all der behaglichen Kraft seiner klaren Mit-

theilung, welcher selbst ein bisweilen etwas despotischer Anflug in der Schönheit seiner Formen gar wohl anstand, ja zu dem eigenthümlich Erfreulichen der Gesammterscheinung schier unerlaßlich mitgehörte.

Insofern dabei nun die Rede auch auf mich gekommen ist, freue ich mich schon von Herzen, daß bei Göthe recht lebhaft die Rede von mir war, was ich freilich schon früherhin im Ganzen wußte, hier jedoch erst Ausführlicheres darüber vernehme.

Du lieber Gott, wenn bei jener ersten Bekanntschaft, oder vielmehr Anschauung meinerseits mir's gewiß worden wäre, dereinst solle ich Göthe's kritisches Urtheil über mich lesen, wobei er mich als einen in der That vorhandnen und lesenswerthen Dichter anerkenne, — was hätt' ich im Grunde mehr gewollt? —

Zu den absolut Bewunderung oder auch nur Billigung Erheischenden all und jeden Zuges eigner Werke hab' ich nie gehört. Und so wenig auch in religiöser Hinsicht ich mit Lessings tolerantem Saladin sympathisire, kann ich doch, wo es ästhetische Urtheile und absonderlich über Einzelnheiten poetischer Erscheinungen gilt, gern in seinen Spruch einstimmen:

„— — ich habe nie gewollt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse."

Ja, ich erinnere mich's aus früher Knabenzeit, wenn ich so eine meiner wunderlich nach Ahnungsbildern hingekritzelten poetischen Schöpfungen meiner gütigen Mutter und etwa noch einem Paar von Hausfreunden vorgelesen hatte: mir genügte der nachsichtig im Ganzen gespendete Beifall nicht. Ich hätte gern etwas kritische Würze — meinethalb auch

scharfe — dazu gehabt. Hatte ich's doch nach Vorlesungen von gedruckten Werken wirklicher Autoren (ich war nur noch ein geträumter) vernommen, wie in unserm geselligen Kreise bei dankbarlicher Anerkennung des Ganzen oft einzelne Szenen oder Situazionen strengen Tadel erfuhren. Mir war dabei mehrst immer als habe eigentlich der Autor heimlich Recht, und wenn er nur zugegen wäre, könne er Das gewiß auch sehr leicht in's Klare stellen. Ja, mir wurden oftmal solche angegriffne Punkte ganz vorzüglich lieb, ohne deutlich zu wissen, warum. Es mochte dabei ein mir angeborner Respekt vor dem Eigenthümlichen zum Grunde liegen, zugleich aber wohl auch meine Lust am Geheimnißreichen und Räthselhaften mit. Nur soviel erinnere ich mich klar: es gab mir ein erquickliches Gefühl, wenn ich mir's vorträumte, die Erwachsenen sprächen untereinander, so daß ich es zufällig hören müßte, — denn die Gemeinheit absichtlichen Lauschens blieb immerdar meinem Wesen abscheulich und fern, — über mein etwa zuletzt vorgelesnes Poëma, und fänden alsdann Einzelnheiten darin ganz unbegreiflich, ja entsetzlich, meinethalb: verwerflich gar. Daß ich zu einem also wunderlich ersehntem Genuße nie gelangen konnte, versteht sich von selbst. Denn theils war mein erwachsenes Publikum dafür zu nachsichtig gegen mich gestimmt, theils aber auch fand es bei aller gütigen Gesinnung weder hinlänglich Zeit noch Trieb für eine detaillirte Kritik meiner poetischen Werke.

Nun: wer nur warten kann! —

Bekomm ich ja doch jetzt nicht nur zu hören, sondern auch zu lesen, was Göthe über einige meiner Werke, und somit auch über mich gesprochen hat, und noch ein Paar

andre Urtheile in den Kauf. Und ich brauche mir dabei nicht den mindesten Vorwurf wegen etwanig unbefugten Lauschens zu machen. Da liegt es ja offen vor mir, wie vor der ganzen Welt, sofern die Leute daraus irgend Lust und Beruf zum Lesen finden.

Ja, noch günstiger gestaltet sich für mich der Eindruck, indem die Rede auf mich zum Erstenmale nur ganz gegen das Ende des ersten Theiles kommt, und ich somit vollständig Zeit gewann, mich mit der Liebenswürdigkeit der Göthe'schen Gespräche vertraut zu machen. Ich füge das Hierhergehörige in der Anmerkung bei *).

---

*) Ich nahm einen Band von Carlyle's Uebersetzung deutscher Romane in die Hände, und zwar den Theil, welcher Musäus und Fouqué enthielt. Der mit unserer Literatur sehr vertraute Engländer hatte den übersetzten Werken selbst immer eine Einleitung, das Leben und eine Kritik des Dichters enthaltend, vorangehn lassen. Ich las die Einleitung zu Fouqué, und konnte zu meiner Freude die Bemerkung machen, daß das Leben mit Geist und vieler Gründlichkeit geschrieben, und der kritische Standpunkt, aus welchem dieser beliebte Schriftsteller zu betrachten, mit großem Verstand und vieler ruhiger, milder Einsicht in poetische Verdienste bezeichnet war. Bald vergleicht der geistreiche Engländer unsern Fouqué mit der Stimme eines Sängers, die zwar keinen großen Umfang habe und nur wenige Töne enthalte, aber die wenigen gut und vom schönsten Wohlklange. Dann, um seine Meinung ferner auszudrücken, nimmt er ein Gleichniß aus kirchlichen Verhältnissen her, indem er sagt, daß Fouqué an der poetischen Kirche zwar nicht die Stelle eines Bischofs oder eines andern Geistlichen vom ersten Range bekleide, vielmehr mit den Functionen eines Kapellans sich begnüge, in diesem mittlern Amte aber sich sehr wohl ausnehme."

— — — — „Göthe fragte mich: „nun, was sagen Sie zu Carlyle?" Ich erzählte ihm, was ich über Fouqué gelesen. „Ist Das nicht sehr artig?" sagte Göthe; „ja über'm Meere giebt es auch ge-

Was hier über mich gesagt worden ist, hätte eben so gut unbedenklich in meiner Gegenwart gesagt werden können. Man wolle vielleicht annehmen, ich hätte den angeführten Aufsatz des Carlyle über mich aus Eckermanns Relazion — denn vor Augen gekommen ist mir das Original überhaupt noch nicht — in Göthe's Zimmer und Gegenwart kennen lernen, in der hier unverkennbar wohlwollenden Weise vorgetragen. So lebhaften Gedankenschwunges, als mir irgend möglich, setzte ich mich nun Göthe'n gegenüber, und greife etwa mit folgenden Worten in das Gespräch ein:

„Ja, Eure Excellenz, es ist artig, was Carlyle da von mir ausspricht. Und wider den Vergleich mit kirchlichen Verhältnissen habe ich, wie Ihnen bekannt sein mag, weniger einzuwenden, als irgend Jemand. Nur Eure Excellenz selbst kann ich schon Deswegen nicht wohl hier mit hereinziehen, weil ich Sie, ausgesprochnermaaßen, in der poetischen Welt für meinen guten Kaiser anerkenne. Kaiser und Pabst in Einer Person sind aber — meiner festen Ueberzeugung — nicht mehr gut sondern vom Uebel. Ich beziehe mich deshalb auf Johannes Müllers umfangskleine, aber inhaltsgroße Schrift: „Reisen der Päbste." — Mit einem bloßen Bischofs- oder allenfalls auch Erzbischofs-Rang darf Eure Excellenz in der Parnassus-Genossenschaft eben so wenig fürlieb nehmen, als mit einer Kurfürsten-Stelle. Sie sind nun einmal der Kaiser. — Wenn mich übrigens Carlyle als Kapellan anstellt, kann es mir schon eben so recht

---

scheidte Leute, die uns kennen und zu würdigen wissen." (S. Gespräche mit Göthe von J. P. Eckermann, 1ster Thl. S. 371—73.)

sein, als wenn er mich zum Bischof gemacht hätte. Genug für mich, daß ich vorhanden bin, und zwar eben just auf meine Gott-beschiedne eigenthümliche Manier. Auf Klassifikazionen jener Gattung habe ich überhaupt nie viel gegeben. Der bestimmende Systematiker verfährt allemal ziemlich willkührlich, also auch unsicher dabei; ein Vorwurf, welchem ja selbst Linné nicht entgangen sein soll. Uebrigens auch finde ich es ganz artig, daß Carlyle die wenigen Töne, die er in meiner Stimme Umfang zu finden vermeint, für „gut und vom reinsten Wohlklang" erkennt. Als ich vor nun mehr denn 15 Jahren den Landschaftsmaler Friedrich zu Dresden in seiner Werkstatt besuchte, und er mich würdigte, mich darin umherzuführen, fragte er mich: „finden Sie mich denn auch so einförmig? Man sagt, ich könne durchaus nichts malen, als Mondschein, Abendroth, Morgenroth, Meer und Meeresstrand, Schneelandschaften, Kirchhöfe, wüste Haiden, Waldströme, Klippenthäler und Aehnliches. Was meinen Sie dazu?" — „Ich meine," entgegnete ich, „daß man unermeßlich Vieles in dergleichen Gegenständen malt, wenn man denkt und malt, wie Sie." — „Von Ihnen," setzte Friedrich hinzu, „sprechen die Leute ja auch, Sie könnten von nichts Andrem singen, als von Religion, Ritterthum und Minne. Wollen Sie denn aber von was Andern singen?" — „Nein." — „Nun also!" sprach er freundlich, und ich, Eure Excellenz, schließe mein Urtheil über Carlyle's Urtheil eben so freundlich: „nun also." —

Etwas anders muß ich mich als Mitredender zu dem Gespräche stellen, welches im zweiten Theil: S. 13 — 15 *)

---

*) Ich sprach diesen Mittag bei Tisch mit Göthe über Fouqué's Sängerkrieg auf der Wartburg, den ich auf seinen Wunsch gelesen. Wir kamen darin überein, daß dieser Dichter sich zeitlebens mit altdeutschen Studien beschäftiget, und daß am Ende keine Cultur für ihn daraus hervorgegangen.

„Es ist in der altdeutschen düstern Zeit, sagte Göthe, eben so wenig für uns zu holen, als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesien gewonnen haben. Man lies't es und interessirt sich wohl eine Zeit lang dafür, aber blos um es abzuthun und so dann hinter sich liegen zu lassen. Der Mensch wird überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nöthig hätte dieses noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es thut ihm noth, daß er sich zu solchen Kunst- und Literatur-Epochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, so daß es ihnen selber wohl war, und sie die Seeligkeit ihrer Cultur wieder auf Andere auszugießen im Stande sind."

„Wollen Sie aber von Fouqué eine gute Meinung bekommen, so lesen Sie seine Undine, die wirklich allerliebst ist. Freilich war es ein guter Stoff, und man kann nicht einmal sagen daß der Dichter alles daraus gemacht hätte, was darinnen lag; aber doch, die Undine ist gut und wird Ihnen gefallen."

„Es geht mir ungünstig mit der neuesten deutschen Literatur;" sagte ich. „Zu den Gedichten von Egon Ebert kam ich aus Voltaire, dessen erste Bekanntschaft ich gemacht, und zwar durch die kleinen Gedichte an Personen, die gewiß zu dem Besten gehören, was er geschrieben. Nun mit Fouqué geht es mir nicht besser. Vertieft in Walter Scotts Fair maid of Perth, gleichfalls das Erste, was ich von diesem großen Schriftsteller lese, bin ich veranlaßt, dieses an die Seite zu legen, und mich in den Sängerkrieg auf der Wartburg zu begeben." — „Gegen so große Ausländer" sagte Göthe, können freilich die neuern Deutschen keine Probe halten; aber es ist gut, daß Sie

über mich abgehalten wird. Da muß ich mir's etwa so denken, als wär' ich durch irgend ein unabweisbarliches Zusammentreffen der Umstände zufälliger Ohrenzeuge des Gespräches geworden, und träte nun mit dem offnen Bekenntniß zu den Beiden herein: „liebe Herren, ich habe gehört, ohne ein Horcher zu sein, und nun vergönnt mir, auch ein Wort mit einzusprechen, und zwar ein ganz ehrliches, heitres, und rücksichtsloses." — Was nun weiter folgt, möge man keinesweges als einen intendirt rhetorischen Vortrag annehmen, in gedachter Situazion, sondern als oft unterbrochen von den etwanigen Zwischenreden meiner beiden geehrten Gegner, weshalb ich's denn auch in einzelnen Sätzen geben will. Jeder denke sich eine Antwort der werthen Männer dazwischen, nach Kräften und Belieben. Ich mach' es eben so. Nur mit hinein zu schreiben, darf ich's nicht wagen. Also etwa wie ein Melodrama mit noch nicht komponirter Begleitung werde es aufgenommen. Und somit heb' ich an:

„Daß Eurer Excellenz Wunsch Herrn Eckermann getrieben hat, meinen Sängerkrieg auf der Wartburg zu lesen, freu't mich. Daß es Herrn Eckermann so sauer damit angekommen ist, thut mir leid. Ich kann ihm aber nun einmal dabei nicht mehr helfen, und hätte es nicht gekonnt, wäre mir auch sein Leidwesen bei'm Schreiben meiner Dichtung in einer prophetischen Vision kund geworden. Das

---

sich nach und nach mit allem In- und Ausländischen bekannt machen um zu sehen, wo denn eigentlich eine höhere Weltbildung, wie sie der Dichter bedarf, zu holen ist."

hätten ja wohl auch Sie, lieber Herr Eckermann, solchen Falles gewiß keineswegs prätendirt?" —

„Es handelt sich überhaupt in vielem auch sonst von mir mit Angehörtem Ihrer Gespräche so oftmal vom: „Machen" eines Gedichtes. Wenn ich nun da gleich von vorn herein mein Nichtverstehen bekenne, verstehen wir einander vielleicht nachher um desto rascher und bestimmter." —

„Ich will's durch ein Beispiel zu erläutern versuchen. Lessings treffliche Minna von Barnhelm lobt ihr Kammermädchen Franziska, sie habe eine sehr gute Bemerkung gemacht, und die gute Franziska erwiedert: „So? macht man das, was Einem so einfällt?" —

„Eigentlich ist hiermit mein ganzer Protest gegen das: „Machen" von Gedichten schon eingelegt. Wo uns nicht ein wunderbares Etwas von oben in die Seele hereinfällt, was Niemand machen und nur die Muse bescheeren darf, kann sich's der Mühe des Machens gar nicht verlohnen. Zwar kenne ich diese anmuthige Mühe gar wohl, wo man sie auf die Darstellung eines angedeutetermaaßen Beschied'nen und Bescheerten verwendet. Eure Excellenz weiß: ich stamme als Poet aus einer in dieser Hinsicht gar strengen Schule, es mit der Formenreinheit überaus genau nehmend. Und ich kann durchaus nicht sagen, mir sei bei'm Ringen darnach jemals ein Ding wie Angstschweiß ausgebrochen. Vielmehr boten mir Sonett, Oktave, Espinele, und was ich des Aehnlichen als anmuthige Kampfes-Aufgabe noch irgend gesucht und gefunden habe, stets neue geistige Schwingen zum kräftigen Emporsteigen dar. Wem in diesem Kampfes-Garten minder behaglich zu Muth würde, oder wer sich wohl gar als ein willkührlich von außen Eingeschnürter da-

bei vorkäme, der thäte allerdings besser, sich außerhalb der also gezogenen Schranken zu begeben, und sein Kampfspiel auf anderweitig eigenbeliebige Art zu treiben. Somit: auch was man im Bilden des denkbar schwierigsten Metrums versucht, gilt mir noch immer für kein eigentliches Machen, sondern eben eher für ein Schaffen, und da stehen wir denn auch an dem Hellenischen Grundworte für Poesie: „ποιεῖν." Unser Deutsches: „Dichten" giebt wohl denselben Sinn, aber freilich in einiger nordlichen Räthselhaftigkeit. „Machen" klingt zwar deutlich, wird aber vor lauter Deutlichkeit fast beängstigend materiell."

„Gewiß, Eure Excellenz, ich hoffe, mich hier weder mystisch ausgedrückt zu haben, noch willkührlich. Wenigstens war mein Streben ganz himmelweit verschiedner Art. Als Sie den Werther dichteten, den Götz, den Egmont, und ihre unsterblichen Lieder allzumal, und so viel des Guten und Schönen noch sonst, — fühlten Sie es da nicht so nothwendig, wie das Athmen, hinzuhauchen in die weite, durch Ihre Muse fernhinaus bewegte Welt, was Ihnen die Muse eingehaucht hatte? O, wie fühlten Sie sich damal so seelig! Das weiß ich, ob ich auch damal noch gar nicht geboren war, oder mindestens noch nicht zur Besinnung gekommen."

„Freilich, Eure Excellenz, soll der Dichter zur Besinnung kommen, zum allermöglichst heiterklarem Bewußtsein über sein Schaffen. Und dahin waren auch Sie schon in jenen seeligen Momenten, wo Werther und Götz aus Ihrer jugendlich bewegten Seele hervorgingen, vollständig gediehen. Dem Verstande sein Recht, aber nur sein dienstbares Recht. Die Muse bleibt seine allgewaltige Lehns-

Herrin. Wir Dichter gleichen mit Nichten der dampf- und krampfhaft berauschten Pythia. Aber gemacht haben Sie, verehrter Patriarch, wahr und wahrhaftig jene Gebilde nicht, weil eben solche durchaus nichts Gemachtes sind, und darin just besteht eben deren Herrlichkeit. Benvenuto Cellini's kunstreichstes und mühsamstes Goldschmieds Kleinod ist ihm gewiß weit eher im Geist erschienen, aufgegeben, bescheert worden, bevor er noch es zu machen vermochte. Das Letztre kam denn freilich um des Sichtbarwerdens willen ganz ehrenwerth hinterdrein, — aber nur hinterdrein. — Und selbst das Handwerksmäßigste daran war und blieb noch durchwoben mit einer himmlischen Unbegreiflichkeit. Sonst wär' ihm ja Meißel und Feile aus den erstarrenden Händen entfallen. Und am allermindesten hätt' er seinen Perseus voll stürmigen Gluthensturmes an's Licht zwingen können. Den in seiner Gußvollendung hat er gewißlich nicht gemacht. Beliebe Eure Excellenz allenfalls nur selbst nachzulesen." —

„Ob es mir je begegnet sei, Etwas dergestalt voll Sturm und Drang in die Sichtbarkeit zu berufen, wie Cellini seinen Perseus, weiß ich nur von einzelnen Gedichten bestimmt zu bejahen. Und da ist es uns wohl Allen, die wir des Umganges mit der Muse pflegen, schon eben so ergangen. Muthmaaßlich ist das also auch Ihr Fall, Herr Eckermann. Es ist mir noch nichts von Ihren Produkzionen vor Augen gekommen, aber nach Allem, was ich seither sonst von Ihnen vernahm, habe ich vorläufig nicht nur eine gute Meinung davon bekommen, sondern auch eine sehr gute Meinung." —

„Meine Undine freilich entstand und gestaltete sich mir

keinesweges in Sturm und Drang, sondern sehr leise, sehr wehmüthig still, aber durchaus eingegeben von der Muse, auf wenige Worte des alten Wunderlings Theophrastus Paracelsus hin, und so weiß ich denn auch nicht, Eure Excellenz, ob und was sich noch mehr hätte daraus machen lassen. Aber wenn Jemand einen Springborn oder eine Kaskade, oder Beides meinthalb, kunstreich aus dem Bächlein hervorgearbeitet hätte, — und wären selbst auch Sie der Meister gewesen, Eure Excellenz, — so labend lieb hätte mir das Undinen Bächlein nicht quillen mögen, als jetzt. Vielleicht auch andern Leuten nicht."

„Nun, Sie haben die Undine doch auch für gut erklärt, Eure Excellenz, für allerliebst sogar, ja einstmal sie in überaus anmuthigen Reimen einen holden Schatz geheißen, und allerdings gehört das mit zu Undinchens erlesenstem Schmuck." —

„Was nun meinen so ungünstig von Herrn Eckermann empfang'nen Sängerkrieg auf der Wartburg betrifft, so ging, als ich den entwarf und ausführte, wohl Allerhand an Sturm und Drang in meinem Innern vor, und ich darf diese Dichtung mit Recht ein Schmerzenskind nennen. Eine edle Nordlandsfrau, mannigfach kunstbegabt, schrieb mir darüber, unter holder Anerkennung des Ganzen, es seie dennoch allzusehr, als hebe der Dichter sein Herz aus der blutenden Brust hervor, sprechend: „Seht! Seht, wie es klopft." Und sie hatte Recht. Ja, es war mein eignes Herz, was ich hier dargeboten habe, aber gewißlich doch auch manch andres Sängerherz noch zugleich, und ich könnte somit für Leute, die jener edlen Nordländerin gleich empfinden, als Motto auf meine Dichtung die tiefrührenden Schluß-

worte Uhlands für seine Romanze vom Kastellan von Coucy stellen:

„Dieses Alles ist gescheh'n
Mit dem Herzen eines Dichters." —

„Nein, Eure Excellenz, ich glaube keinesweges, daß man Herzensdichtungen dieser ernsten Gattung, — mag man sie mein'thalb elegisch heißen, wo sie dann ja doch auch einen antiken Titel aufzuweisen hätten zur Aufnahme in's Kapitelamt modern philologischer Kultur, — ich glaube keinesweges, daß man dergleichen so unbedingt ab und zur Ruhe verweisen darf. Aber indem die beiden Herrn über den Punkt einig wurden, es sei aus meiner lebenslangen Beschäftigung mit alt deutschen Studien keine Kultur für mich hervorgegangen, haben Sie wenigstens wegen der Schmerzenslaute im Sängerkrieg durchaus der alt deutschen Poesie Unrecht gethan. Nicht ihr gehören sie an, sondern meinem bekanntlich inmitten der neuesten Zeit schlagenden Herzen ganz eigenthümlich." —

„Darf ich aber nun auch, sofern mir die Herren mein Individualitätsrecht nachsichtig genug zugestanden haben, bei Eurer Excellenz insbesondere als Fürsprech — seie mir hier einmal die altväterliche Benennung eines Advokaten vergönnt, — recht frei und unumwunden für die altdeutsche Zeit einkommen?" —

„Wohlan. — Weshalb denn scheint sie Ihnen so düster, diese altdeutsche Zeit? — Mir ist beinah, als finde hier einige gar seltsame Verwechslung statt mit den soi disant Rittergeschichten voll Burgverließen, Trugpfaffen, Raubrittern u. s. w. Diese aber sind bekanntlich Kinder, oder vielmehr Wechselbälge des achtzehnten Jahrhunderts,

und haben mit der altdeutschen Literatur keine nähere Verwandtschaft, als etwa Meißners zu seiner Zeit gerühmter Alcibiades mit der antiken Welt. Aber würdige Eure Excellenz einmal unsere Ritterzeit eines unmittelbar unparteiischen Blickes. Wo die Menschen in hohen, luftigen Burgeshallen wohnen, stets an den schönsten Punkten einer frischverstandenen Natur gegründet und aufgeführt, wo sie mit kühnem Waidwerk sich Tages hindurch ergötzen, bei der Heimkehr durch Harfenspiel, und Helden-Sagen, oder Minnelieder empfangen unter Becherklang, und begrüßt von holden, zierlich geschmückten Frauen im kerzenlichten Saal, nicht selten fröhlichen Reigentanz mit ihnen haltend oder sinniges Räthselspiel, — ich dächte, da wäre doch eben nicht über Düsterheit zu klagen. Vielmehr gar viel des Schönen und Guten ließe sich von dort allerdings holen in unsere, keineswegs doch wohl so durchgängig kraftvoll fröhliche Zeit herein." —

„Und, Eure Excellenz, wie steht es dagegen mit der Seeligkeit Ihrer Hellenen?" —

„Daß Sie mir in dieser Frage keine Konstanzische Inquisition gegen die fröhlichen Alt-Griechen zutrauen, wußte ich auch ohne bestimmte Zusicherung. In der That meine ich auch hier einstweilen nur die Seeligkeit auf Erden, welche Sie von Ihren Hellenen rühmen und so trefflich finden, im Gegensatz mit dem Erdenleben unsrer Altväter. Woher denn die Hellenische Tragödie, wenn nicht aus Schrecken und Noth und Jammer hervorgegangen? Ja selbst zum Theil aus recht schmerzlich geschilderten Halbgott's Leiden?"

„Oder auch aus den Tragöden in den Ihnen so behag-

lich erscheinenden Homer hineingegriffen: — wo bleibt Ihnen der wilde Zornjammer des Achilleus? Wo des Odysseus oftmal an die Verzweiflung streifender Klageruf? — Nicht einmal zu reden von dem beängstendem Geächz der blutgetränkten Schatten!" —

„Ja, wahrhaftig, Eure Excellenz, ich lebe der festen Meinung: wir Romantiker brauchen den Hellenen und Hellenisten an Fröhlichkeit nicht nachzustehen. Und was uns an Leiden beschieden wird: wir tragen es besser als Jene, heitrer als Jene, seeliger, als Jene. Der Amor der Alten muß sich die Augen verbinden, um in seiner lustigen Gaukelei zu verharren. Die christliche Liebe schließt uns das inn're Auge für alle Ewigkeiten auf."—

„Wär' es Ihnen aber wirklich zu Sinne, als löse das Christenthum in seiner beseeligenden Allgemeinheit allzusehr die Eigenthümlichkeiten der Völker und einzelnen Menschen auf? Dagegen vielmehr muß ich behaupten: das Christenthum hebt all und jede Eigenthümlichkeit nur immer deutlicher hervor, zugleich aber sie verklärend und adelnd nach ewig göttlichem Schöpfungsrecht." —

„Freilich müßten wir uns so ziemlich tief in die Betrachtung der Weltgeschichte einsenken, sollte ich aufgerufen werden, das Pro und Contra zu erörtern. Aber für den vorliegenden Moment eine Anschauung exempli gratia. Und am Ende könnte ich sogar die vielgeprief'nen Hellenen dabei als Kampfzeugen meinerseits mit aufrufen." —

„Wie das? Nun, ich berufe mich auf manche frühere Aeußerung aus Eurer Excellenz Geist und Feder mit, auch selbst zum Theil uns durch Herrn Eckermann kund geworden. Daß die Hellenen aus sich selbst schöpften, aus

ihren Mythen, ihrer Natur, ihrer Geschichte, — just das ja macht Ihnen das vielgebildete Volk mit allem Recht so lieb. — Warum denn sollen wir es anders machen? — Und ich meinerseits ja auch eben behaupte, und zwar, wie ich stark verhoffe, vom vollständig christlichen Standpunkt aus: wir Deutsche wollen und sollen Deutsche sein und bleiben, und es werden mehr und mehr, niemals aber Griechen oder Römer oder Franzosen oder Engländer, oder sonst ein andres Ding in der Welt." —

„Und dabei geht mir das Herz über, Eure Excellenz, und ich muß es Ihnen unumwunden klagen, das war nicht schön, was Sie da vorhin sagten: gegen so große Ausländer, als Walter Scott und Voltaire, könnten die neuern Deutschen keine Probe halten." —

„Aber da wend' ich mich zuerst an Sie, lieber Herr Eckermann. Daß ich Ihnen so abschmeckend erschien, indem Sie aus Walter Scott's Hallen in die meinigen traten, — ei nun, allenfalls und meinethalb. Walter Scott gilt auch mir in der That erfreulich groß, und vor einem solchen Wettkämpfer zu erliegen, wäre denn in der That nichts eben Unrühmliches. Zudem: Walter Scott hat selbst gemeint, ich sei auch neben ihm noch vorhanden. So kam es mir durch mannigfach verbürgte Grüße und Kunden zu. Noch vor zwei Jahren begabte mich ein edler und gelehrter junger Schotte, der dem verewigten Dichter hienieden nahe gestanden hatte, zum Weihnachtsabend mit einem Reis aus Abbotsford, hinzufügend: „zur Erinnerung an Walter Scott, Ihren Dichterbruder." — Nach mancherlei Erfahrungen ähnlicher Art, lieber Herr Eckermann, und von einigem ehrbarlichem Selbstbewußtsein gehoben, kann ich Ihnen denn

eben nur erwiedern: de gustibus non est disputandum und es schadet weiter nichts. Aber daß Ihnen Voltaire mit seinen: „kleinen Gedichten an Personen," — wie sie diese Papiere ganz unwillkührlich scharf bezeichnen — die Lust an Egon Eberts naturkräftiger Romantik verderben konnte, halte Ihnen der Himmel zu gut, und öffne für Sie ein freudigeres Dichterleben, als es der sogenannte Philosophe de Ferney — hier ist das Neu-Französische ganz und ausschließlich an seiner Stelle — je zu bieten vermag." —

„Ja, ich fühle es, Eure Excellenz, mit diesem meinen absprechenden Wort über Voltaire bin ich verletzend geworden, und es ist mir leid. Aber zurücknehmen kann ich es nicht. Und selbst wenn es noch ungesprochen wäre: zurückhalten dürfte ich es nicht, wollte ich der gemüthlich ehrliche Undinen-Dichter bleiben, und der freudige Sänger des Kulmer Siegs-Liedes, in welchen beiden Qualitäten ich mich ja zugestandner Maaßen Ihres Beifalles erfreuen darf." —

„So sei es denn also frei herausgesprochen: unter allem Abscheulichen, wovon mir je in der Menschenwelt Kunde zugekommen ist, gilt mir Voltaire unbedingt für das Allerabscheulichste." —

„Ich darf mich dennoch näher aussprechen? Wohlan. Zusammendrängen will ich's nach besten Kräften. Würde mir doch bei allzulanger Anschauung des Basilisken ja nur selbst beinahe Verderben drohend weh." —

„Ob ich die großen Gaben Voltaire's läugne? — Nach giftiger Auspressung der Kräuter und Blumen ist es schwer, ja fast unmöglich, sich zu vergegenwärtigen, wie, ja, o b sie gegrünt und geblühet haben zuvor." —

„Und die Einwirkung Voltaire's auf seine Zeit? die

fast gigantisch zu nennende? — Der Gipfelstein einer Pyramide bedarf nur wenig inwohnender Festigkeit, ist einmal das schauerliche Riesenwerk in seiner träumerischen Unschönheit bis zu ihm empor gefördert. Wenn er in die Oeffnung einpaßt, genügt es an seinem vielleicht äußerlich nur zufälligem Paratsein." —

„Ja allerdings: der Unglaube, die Sinnlichkeit, das Haschen nach stets augenblicklich höchstem Genuß, die Verachtung historisch edler Erinnerungen und das Bestreben, großen Thaten möglichst gemeine Motive unterzuschieben, zusammt dem Hohn über jeglichen ahnungsvollen Aufschwung in die ewige Welt des Jenseit, — es hatte das Alles allzumal sich genugsam fürchterlich in der französischen Literatur, ja in der dort vorherrschenden Bildung überhaupt, angehäuft. Und in jener von giftigen Dünsten verpesteten Zeit mochte leider die französische Bildung gelten als die Europäische Bildung überhaupt. Zur Vollendung des Gräuels bedurfte es dann nur einer Erscheinung noch, hinlänglich kühn, — wenn man so was je Kühnheit nennen darf, — um die unumwundne Deutung des lästernden Getriebes auszusprechen. Voltaire hat es gethan." —

„Und wenn ihm Das für ein bedeutsames Werk angerechnet werden soll: meinethalb. Historisch bedeutsam ist All' und Jedes, was einwirkt auf den Gang der Dinge, ob auch abscheulich. Aber ob Voltaire auch poetisch bedeutsam war? Es gehört wohl schon zu den bedenklichen Zeichen, wegen der Echtheit seiner Dichtergabe, wenn seine kleinen Gedichte an — (ob auch große) — Personen zu dem Besten gehören, was er je geschrieben. Und Das behaupteten Sie ja doch selbst, lieber Herr Eckermann,

vorhin, und zwar mit großer Gewißheit. Ob nun von diesem fruchtbaren Schriftsteller es überhaupt irgend ein größres Werk, Tragödie oder Epos giebt, ja nur Eine Novelle, davor man mit rein künstlerischer Anerkennung und Freude verweilen mag, stell' ich dem Bedenken der Herren selbst anheim." —

„Dabei noch möcht' ich Eure Excellenz an den edlen Zorn mahnen, der über das Voltaire'sche Entstellen der Jungfrau von Orleans, dieser gewißlich wunderbarsten und vielleicht erhabensten Erscheinung der französischen Geschichte, Ihren hochgesinnten Schiller ergriff. Und indem ich diesen theuern Namen ausspreche, muß ich Sie fragen: glauben Sie wirklich, daß Voltaire, hätte er mit Schiller zusammengelebt, einer Dichterfreundschaft mit Diesem fähig gewesen wäre? Einer Freundschaft, wie die Ihrige mit Schiller? Oder auch nur irgend einer echten Freundschaft mit irgend einem denkbaren Menschen überhaupt?" —

„Nun, allerdings, Eure Excellenz, auch ich gebe nicht allzuviel auf die: „Wenn's," und auf das Fällesetzen überhaupt. Also: bleiben wir bei der Wirklichkeit, bei der ganz unzweifelbaren: Voltaire's Verhältniß zum König Friedrich von Preußen; — Ihr eignes Verhältniß zum Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar — und wir haben die schneidende Ungleichheit beider Geister in das entscheidende Licht gestellt." —

„Es ist nicht wohl möglich, daß eben Sie, Eure Excellenz, den Dichter so ganz vom Menschen trennen *wollten*, oder auch nur *könnten*. Aber auch *Sie* und *Jenen* einmal bloß als Schriftsteller angesehn: *Jener* schreibt ein ziemlich dickes Buch — ein giftgeschwollnes Buch — wider

den königlichen Freund, (allen frühergedruckten Schmeicheleien zum Hohn) weil sich Friedrich nicht länger seine täglich wachsenden Insolenzen wollte gefallen lassen. — Aus Ihrer eignen Feder dagegen, Eure Excellenz, wissen wir freilich verhältnißmäßig nur Weniges über Ihr Verhältniß zu dem fürstlichen Freunde. Aber dies Wenige ist schön; ja, ich mag wohl sagen: erbaulich."

„Und warum nicht erbaulich, auch für einen Christen? Gott ist die Liebe, und seine Spur überall uns theuer; — auch bei den Heiden, unter welche sich zu rechnen es Eurer Excellenz allerdings oft beharrlich und ausdrücklich gefällt. Aber schöner hat Ihr ganzes Verhältniß zum Großherzog sich nie ausgesprochen, als in jenen muthigen Schmerzensworten, die Sie zu dem seeligen Johannes Falk hintönten, durch die Möglichkeit ergriffen, Ihr ritterlicher Fürst könne von Land und Leuten vertrieben werden, eben seiner getreuen Ritterlichkeit halber. Sie wollten auch im äußersten, schlimmstenfalls denkbarem Nothstande nicht von ihm lassen. Ihn zu begleiten als fahrender Sänger waren Sie bereit, — aber ich breche hier ab. Es konnte ja nicht ohne Ihre Bewilligung geschehn, daß nach Falk's Hinscheiden jene Mittheilungen veröffentlicht wurden, und so steht nun der ergreifende Zauber derselben allen Lesern offen. Jeder Empfängliche gewiß faßt es nach seiner Weise auf, das rührend erhabne Bild; — ich, zum Beispiel, nach meiner romantischen, und so erscheinen Sie mir als der Blondel Ihres Richard." —

„Nun ja, ich bestreite nicht, daß auch anderweitige Erscheinungen unsrer Zeit sich mir gar oft und leicht im romantischen Kostüm offenbaren. Aber was Herrn von Vol-

taire betrifft, — in Bezug auf Den ist meine Phantasie nimmer, auch nicht minutenlang, in eine ähnliche Versuchung gerathen. Andre Aehnlichkeiten mit ihm haben sich mir wohl mehr denn Einmal aufgedrängt; — aber wahrhaftig: die waren keineswegs aus der Ritterwelt entsprossen." —

„Und dann noch, Eure Excellenz, ein wesentlichster Unterschied zwischen Ihnen und Voltaire: Sie ziehen die Leute zu sich herauf, Er reißt die Leute zu sich herab. Sie sind ein freundlich bedachter Erbauer, Er ist ein revoluzisch wilder Einreißer. Das Erbauen aber ist immer poetisch, weil von einem schaffenden Hauche durchweht; das Herunterreißen, ob von noch so blendender Gaukelei umgeben und noch so sehr von der Menge applaudirt, ist es nimmer, und Voltaire, wenn irgend überhaupt Virtuos, ist es nur im Herunterreißen ganz allein. Freilich, auch Das verunglückt ihm glücklicherweise sehr öfters. Denken Sie nur an seine Angriffe wider Shakspear, und wider die altgriechische Tragödie auch." —

„Wenig erquicklich ist es, auf solcherlei Kämpfe zu schauen, aber doch absolut unerlaßlich, wenn man nun einmal über Voltaire sprechen will, oder vielmehr: muß. Ich frage nur noch Sie, lieber Herr Eckermann, hätten Sie je irgend in einem Verhältniß zu Voltaire stehn mögen, wie das, worin Sie, durch ein günstiges Gestirn geleitet, sich zu unserm verehrten Dichter-Patriarchen befinden? Ohne Ihre Antwort erst abzuwarten, fühle ich Ihr entschlossenes: „Nein," und drücke Ihnen zutraulich dafür die Hand." —

„Und nun zum Scheidegruß für diesmal, und dennoch zum ewigen Annäherungsgruß für immer, mein erhabner

Patriarch, nur noch dies eine Wort. Was sagt Ihr Euripides in dem kühnen Gespräch: Götter, Helden und Wieland? — Wie wird Euch, wenn der Chor zu Euch redet von einer seeligen Zeit, wo ein Halbgott, Aeskulapios, bei den Menschen geweilt habe, sie rettend vor dem finstern Tode, wie aber Der zerschmettert sei von dem Donner des Zeus! Und wann nun in Euch selbst vór Noth und Bedrängniß die Sehnsucht sich kund giebt nach einer ähnlichen Rettung, nach einem Gottsohn, sich erbarmend der Menschen! — Feierlich so werdet Ihr vorbereitet, werdet Ihr hingewiesen auf die Erscheinung des Rettung bringenden Herakles!" — Ich ruf' es eben nur aus dem Gedächtniß hervor, o mein edler Patriarch, aber ich weiß: ich habe den Fokus darin erfaßt: Den Fokus, uns Beide, Sie gleichermaaßen, wie mich, von kalter Frevel-Frechheit scheidend für alle Zeit, uns einend in lichter Liebe für alle Ewigkeit."

Die ernst heitre Vision, welche mich seither in Göthe's auch äußerliche Nähe berief, ist verdämmert.

Ich habe jedoch Manches, mir sehr ernst auf dem Herzen liegend, noch hinzuzufügen über das Verhältniß des Poeten zum Politiker und das mögliche, ja nothwendige Einssein Beider, wozu mir die im Eckermannschen Werke mitgetheilten Aeußerungen Göthe's dringende Veranlassung geben *). — An's Werk.

---

*) Wir sprachen über die tragische Schicksals-Idee der Griechen. „Dergleichen, sagte Göthe, ist unserer jetzigen Denkungsweise nicht mehr gemäß, es ist veraltet und überhaupt mit unserem religiösen

Wäre der Poet auch wirklich ein von Gott ausdrücklich berufener Prophet: er stände ja dennoch in von Gott

---

Vorstellungen in Widerspruch. Verarbeitet ein moderner Poet solche frühern Ideen zu einem Theater-Stück, so sieht es immer aus, wie eine Art von Affectation. Es ist ein Anzug, der längst aus der Mode gekommen ist, und der uns, gleich der römischen Toga, nicht mehr zu Gesichte steht."

„Wir Neueren sagen jetzt besser mit Napoleon: die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber mit unsern neusten Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit, und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande."

„So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben; und so wie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangnen Ueberblick Lebewohl sagen, und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen."

„Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besond're Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleich viel ist, ob der Haase auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft."

„Und was heißt denn sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen, und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredlen, was soll er denn da Bess'res thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? — An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben so, als wenn man von einem Regiments-Chef verlangen wolle: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in po-

beschiedener Stellung mit seinen beiden Füßen irgendwo auf der Erde fest. —

Vom Punkt aus nun, welcher ihm durch Geburt oder Verhältniß, oder durch Beides, dazu angewiesen ist, bestimmt sich nothwendig, so weit dessen Radien sich mit Klarheit für äußren und innern Blick, und in geistiger und leiblicher Wechselwirkung kund geben, sein Vaterland. Hierdurch, meine ich, ergiebt sich zugleich die nähere oder entferntere Bedeutung eines Solchen, als z. B. Europa, Deutschland, Preußen oder Weimar.

---

litische Neuerungen verflechten, und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regiments-Chefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht, als so weit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet, und sie so gut einzuexercieren, und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehn."

„Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende, und Millionen nichts als Unheil hervorgeht."

„Sie wissen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig, um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Lebelang habe werden lassen, all' mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jacobiner-Clubs werden, und Mord und Blutvergießen predigen! — doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe." (S. Eckermann a. a. O. Th. II. S. 356. u. f.)

Die strengere Lebensaufgabe des Dichters in seiner Einwirkung darauf und in seinen Eindrücken von dorther offenbart sich im Gegensatze seiner Wünsche und geistigen Gesichte zu der Wirklichkeit. Ein oftmal sehr herber Gegensatz, unter dessem Gefühl wir alsdann die uns beschiedene Gabe „eine Last" nennen dürfen, wie Das die Propheten des alten Bundes mit der ihrigen thaten, wenn gleich unermeßlich höheren Sinnes, als unsre Anmaaßung reicht. Aber alle wahrhafte Poesie ist nun doch einmal unabtrennlich der Weissagung verwandt. Und die uns aufgeladene Last ist eine solche, die wir nicht ohne gar ernste Versündigung von uns abwälzen könnten, ja im tiefsten Herzensgrund es nicht einmal möchten: eine theure, liebe, heilige Last, ohne die wir uns keines freudigen Athemzuges mehr erfreuen würden.

Doch eben deshalb ist sie uns nicht zum Spiele beschieden, nicht zum hochmüthigem Erheben über Schöpfung und Geschichte. Wenn wir Adler sind, sind wir doch wahrlich keine nestlosen Adler. Und unser begeistertes Schaffen ist nicht sowohl dem Waidwerke des Adlers, nach niedrem Gewilde hin, zu vergleichen, als vielmehr seinem aus wunderbarer Anziehung entsteigendem Fluge Sonnen-an.

So gewiß aber der Adler einen Leib hat, so gewiß hat er auch einen Horst, und kann ihn in keinem, ob noch so kühnem Schwunge vergessen.

Und so gewiß der Dichter einen Leib hat, so gewiß hat er auch ein Vaterland, und soll es in keinem, ob noch so kühnem Schwunge vergessen.

Gern folg' ich nach dieser Erklärung nun dem Altmei-

ster auf ein Feld, mir ganz absonderlich liebvertraut, und wie er sich es gleichnißweis erkoren hat: das Verhältniß eines Regiments-Chefs anblickend in Bezug zu der ihm anvertrauten Schaar und seiner eignen politischen Verpflichtung.

Allerdings bietet dem Regiments-Führer sein Regiment die nächste und durchaus unerlaßliche Sphäre seines Schaffens dar; aber so, daß ihm das Hinschauen auf die höheren Kreise der fortschreitenden Weltgeschichte (eben Dasjenige, was wir Politik zu nennen pflegen), immerdar offen bleiben muß, keineswegs zwar in jenem verwirrten Sinn, der neuerdings mannigfache Militair-Revoluzionen — die eigentlich verbrecherischesten unter allen, weil sie ein zwiefach heiliges Band reißen, — vorbereitet und herbeigeführt hat. Das sei fern. Aber eben so fern auch sei und bleibe ein politischer Indifferentismus, wobei nur eben das Kommandowort aufgenommen und weitergegeben wird, gleichviel, von Wem es kommt. Nein! Von dem rechtmäßigen Kriegsherrn muß es ausgegangen sein, und durch die von Selbigem geordneten Behörden dem Regiments-Chef zukommen, wenn es Verpflichtung haben soll; ja irgend Bedeutung nur überhaupt für ihn. Nicht aber allein das Gefühl des Gehorsams und der Ehrfurcht soll den Regimentsführer beleben für seine oberste Behörde, sondern auch das der frischen Begeisterung, in dem Bewußtsein: hier steht eine Gewalt an Gottes Statt, für die es gilt, in großen Freuden und Ehren das Lebensblut dran zu setzen bei jeder Gefahr, und für die man sich gern und fröhlich schmückt in vorbereitender Uebung dazu. Und die gleiche Gesinnung

voll unauslöschbar frischer Kraft durch die ihm anvertrauete Schaar zu verbreiten, ist eben eine Hauptaufgabe seiner gesammten Wirksamkeit. Jemehr er der Gemüther für seinen Kriegsherrn entflammen kann, jemehr der Leiber folgen ihm rüstig nach für jeglichen Gang der Pflicht und Ehre.

Die Anwendung auf den Poeten und sein Verhältniß zu der Lesewelt macht sich von selbst.

Nur derjenige Dichter, welcher mit Leib und Seele auch in der Wirklichkeit lebt, Respekt vor der äußern Stelle fühlend, welche Gottes Rathschluß ihm bestimmt hat, wird sich immerdar als Das zeigen, was unser altehrbares Sprüchwort für das Lobens- und Vertrauenswertheste kräftiger Naturen anerkennt: als ein ganzer Mann. — Wie sehr Das unser Altvater Göthe war, ergiebt sich aus unendlich vielen Momenten der beiden Werke von Falk und Eckermann über ihn. Hätte uns nur der Letztre, statt einer höchst unerquicklichen Leichenbesichtigung, lieber Kunden aufbewahrt, von den letzten Lebensmomenten, wo der ewige Geist noch den hinsinkenden Körper scheidend beseelte! — Aus den früheren Mittheilungen Eckermanns über den Heros dagegen strömt uns manch wohlthuender Lebenshauch an. —

Aehnlich schöne Erscheinungen aus unsrer Ritter- und Minnesinger-Welt als Beispiele heraufzurufen, wäre eine eben so leichte als erfreuliche Aufgabe. Unser Altmeister aber würde — sehen wir aus Herrn Eckermanns Berichten — Dergleichen in den letztern Jahren seines Erdenlebens eben so unzufrieden von sich gewiesen haben, als er es früherhin — vornehmlich in Götz und Egmont — behaglich stark darzustellen wußte.

Also für jetzt! — zu den Althellenen. —

Wie man dorten die Leute ansah, welche sich bei innern Zwistigkeiten in bequemer Neutralität zu halten versuchten, ist allgemein bekannt genug. Nirgend aber wohl kommt es vor, den Dichtern wäre dabei irgend eine Ausnahme von der Regel bewilligt worden.

Daß nun vollends gegen den von Außen andringenden Feind jeder Waffenfähige ohne Ausnahme zu den Waffen zu greifen hatte, verstand sich ganz von selbst.

Die feigen Schildverluste des Demosthenes und des Römischen — sich doch allerdings auch einer Hellenischen Bildung rühmenden — Horazius gehören einer späteren, schon völlig in Verderbniß übergehenden Zeit an. Schön dagegen fühlen wir die unsrige erleuchtet, wenn uns Göthe das Gefecht bei Valmy voll einer Klarheit und Darstellungsgewalt schildert, die ein auch von Jugend auf in rühmlicher Gefahr geübter Kriegsmann als durchaus gelungen erkennen muß. Wie schauet Göthe, der in den Vierziger Jahren seines Lebens seine ersten Kugeln pfeifen hörte, gleich so künstlerisch klar und heiter hinein in das Tod meldende Getümmel! — wahrlich, das echte Gold der Dichterseele hat sich köstlich rein bewährt an diesem ernsten Prüfstein, wie ihn wohl auch sonst eine höhere Fügung poetischen Geistern darzubieten pflegt.

Gewiß eben dazumal war auch die alte Hellas wahrhaft groß, und herrlich ihre Poesie, als Aeschylos, wohl der allergewaltigste ihrer Tragöden, in seiner vorbestimmten Grabschrift sich als Dichter zurückstellte, — mochten ja seine Gebilde ohne Weitres für ihn und für sich selbst reden, —

nur bedacht auf seinen Antheil an dem Errettungs-Siege von Marathon über das Asiatenheer, in dem einfach großen Spruche:

„Von meinem Muthe zeuge, Marathon'scher Wald,
Und schwarzgelockter Meder, der Du ihn erfuhrst."

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gedruckt bei F. Weidle.

In demselben Verlage ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Goethe's
juristische Abhandlung über die Flöhe
(de pulicibus).

gr. 8. geh. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Denkschriften und Briefe
zur Charakteristik
der Welt und Litteratur.
IV. Bd. gr. 8. geh. $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Die einfache Anzeige vom Erscheinen dieses IV. Bandes wird genügen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Buch zu lenken, dessen Werth und Interesse die Journale des In- und Auslandes nicht aufhören, auf die anerkennendste Weise herauszustellen.

Ida Gräfin Hahn-Hahn,
Astralion.
Eine Arabeske.
8. eleg. geh. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Die beliebte Verfasserin übergiebt dem Publikum in dem kleinen Buche eine überaus anziehende Dichtung, welche namentlich den Damen ein sehr willkommenes Geschenk sein dürfte.

August Kopisch,
Gedichte.

Der geistreiche Uebersetzer des Dante bietet dem Publikum in dieser Sammlung eine reiche Fülle der anmuthigsten Dichtungen, von denen sich viele durch ihren launigen und volksthümlichen Charakter bereits einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen haben, wie z. B. der in aller Munde befindliche „Vater Noah rc."

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fouqué, Friedrich de La Motte-,

Göthe und Einer seiner Bewundrer ein Stück Lebensgeschichte

Berlin 1840

Res/Biogr. 1890 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10915539-6